

Zeitschrift für die Fächer Latein und  
Griechisch an Schulen und Universitäten

# FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

3/2016

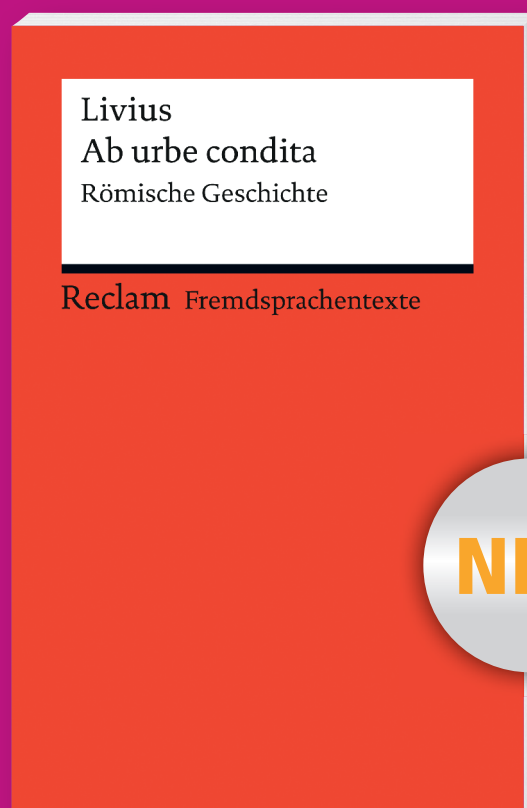
	<b>Editorial</b>	128
Werner Suerbaum	Vergil über Ankunft, Aufnahme und Integration von Flüchtlingen	128
Michael Lobe	„Meine Ferien im Latein gehören zu den schönsten, die ich je genossen habe – Zum dreißigsten Todesjahr des schwäbischen Martial Josef Eberle (1901-1986)“	143
Anja Behrendt / Matthias Korn	Schülerzahlen im Fach Latein und Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik	156
Andreas Fritsch	Lateinische Urkunde zum Humanismuspreis für Andrea Riccardi	158
Jürgen Blänsdorf	Ist der <i>Pronuntiatus Restitutus</i> falsch? Eine Entgegnung auf Axel Schönbergers Thesen	160
	Zeitschriftenschau	165
	Besprechungen	175
	Adressen der Landesverbände	190

Deutscher Altphilologenverband

# Neu in Reclams Roter Reihe

Die ausgewählten Textstellen sind ideal geeignet, um mit Schülern über Parallelen und Unterschiede zwischen Antike und Heute zu diskutieren.

170 S. · € 5,80  
ISBN 978-3-15-019911-4



## Reclams Rote Reihe

Ausgewählte Texte im lateinischen Original, mit praktischen Übersetzungshilfen und Informationen zu Autor und Werk.

Alphabetischer Grund- und Lernwortschatz von knapp 2.000 Wörtern. Referenz-Vokabular für alle Fremdsprachentexte Latein in Reclams Roter Reihe.

264 S. · € 6,60  
978-3-15-019780-6



Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen Bezugsbedingungen für Lehrer.  
Tel.: 07156-163155 | E-Mail: lehrerservice@reclam.de

# Reclam

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

**Herausgeber:** Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <https://www.altphilologenverband.de>  
OStD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer, Tel. 06232-854217, E-Mail: [info@altphilologenverband.de](mailto:info@altphilologenverband.de)

**Schriftleitung (Forum Classicum und Pegasus-Onlinezeitschrift):** Prof. Dr. Stefan Kipf, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie/Didaktik der Alten Sprachen, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, E-Mail: [stefan.kipf@staff.hu-berlin.de](mailto:stefan.kipf@staff.hu-berlin.de)

Die gemeinsame **Redaktion** des Forum Classicum und der Pegasus-Onlinezeitschrift gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** Prof. Dr. Stefan Kipf (s. o.);
2. **Didaktik:**  
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: [anne.friedrich@altertum.uni-halle.de](mailto:anne.friedrich@altertum.uni-halle.de)  
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Schulpavillon, Oettingenstr. 78, 80538 München, E-Mail: [michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de](mailto:michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de)
3. **Fachwissenschaft:**  
Prof. Dr. Markus Schauer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Klassische Philologie, 96045 Bamberg, E-Mail: [markus.schauer@uni-bamberg.de](mailto:markus.schauer@uni-bamberg.de)
4. **Schulpolitik:**  
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: [kontakt@benediktsimons.de](mailto:kontakt@benediktsimons.de)
5. **Personalia, Varia:**  
OStD Hartmut Loos (s.o.)
6. **Rezensionen:**  
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: [monikaunddietmar@gmx.de](mailto:monikaunddietmar@gmx.de)
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**  
Jun.-Prof. Dr. Stefan Weise, Bergische Universität Wuppertal, Klassische Philologie, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal, E-Mail: [weise@uni-wuppertal.de](mailto:weise@uni-wuppertal.de)
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**  
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: [granobs@aol.com](mailto:granobs@aol.com)  
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: [Josef.Rabl@t-online.de](mailto:Josef.Rabl@t-online.de)

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

**C. C. Buchner Verlag**, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: [mail@ruediger-hobohm.de](mailto:mail@ruediger-hobohm.de)

**Anzeigenverwaltung:** Franziska Eickhoff, M. A., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Griechische und Lateinische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, E-Mail: [franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de](mailto:franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de)

**Herstellung:** BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: [info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de)



## Editorial

Ein Mitteilungsblatt lebt davon, immer wieder auf aktuelle Entwicklungen Bezug zu nehmen. Dies ist nicht immer erfreulich; so erreichte uns kurz vor Drucklegung dieses Heftes die traurige Nachricht, dass JUTTA LIMBACH am 10. September verstorben ist. Jutta Limbach war dem DAV eng verbunden, da sie im Jahr 2006 auf dem Kongress in München mit dem Humanismuspreis ausgezeichnet wurde. In der nächsten Ausgabe des FORUM CLASSICUM werden wir eine Würdigung Jutta Limbachs veröffentlichen.

Ansonsten lebt dieses Heft von Artikeln, die verschiedenen Aktualitäten gewidmet sind: So stellt WERNER SUERBAUM (übrigens in seinem allerersten Artikel für das FORUM CLASSICUM) dar, was VERGIL über die Ankunft, Aufnahme und Integration von Flüchtlingen zu sagen hat.

Aus Anlass des 30. Todestages von JOSEF EBERLE beschäftigt sich MICHAEL LOBE mit diesem großen Neulateiner und Humanisten.

ANJA BEHRENDT und MATTHIAS KORN stellen die aktuellen (wenig erfreulichen) Schülerzahlen vor und leiten daraus Entwicklungsperspektiven für die Fachdidaktik ab. Zugleich wird eine aktuelle Fachdiskussion weiter vertieft: JÜRGEN BLÄNSDORF hat eine Entgegnung auf den Artikel AXEL SCHÖNBERGERS „Zur Aussprache, Schreibung und Betonung des Lateinischen“ aus dem FC 1/2016, 12-18, verfasst. Schließlich finden Sie einen breiten Strauß an Besprechungen, die Ihnen hoffentlich viele Anregungen bieten. Ich wünsche viel Vergnügen bei der Lektüre!

STEFAN KIPF

## Aufsätze

### Vergil über Ankunft, Aufnahme und Integration von Flüchtlingen

Ja, darüber hat VERGIL etwas zu sagen. Jedenfalls hat er etwas dazu gesagt, in der Aeneis. Auf der Ebene der epischen Handlung ist die Aeneis durchgehend ein Epos über Flüchtlinge, die eine neue Heimat suchen und erringen (und erst in zweiter, wenn auch in der Philologie fast ausschließlich betrachteten Linie ein Epos über die Vorgeschichte des von Augustus zur Vollendung geführten Imperium Romanum).

#### „Der Mensch ist ein Flüchtling auf der Erde“

Das klingt tief Sinnig, philosophisch, religiös. Man denkt an „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh der ewigen Heimat zu“ oder „Pilgerfahrt zum verheißenen Land“. „Der Mensch ist ein Flüchtling auf der Erde“ war aber das Motto, unter das eine der vielen Ausstellungen zum Vergil-Jubiläum von 1981/82 (2000. Todestag Vergils, korrekt am 21.9.1982) gestellt war. Es war dies das einzige Mal, dass ein generalisierendes, über die literar-historische Interpretation Vergils hinausgehendes Motto

gewählt wurde. Bezeichnender Weise bildete diese Ausnahme keine von Philologen oder Bibliothekaren veranstaltete Ausstellung, sondern eine Initiative des Wolfenbütteler Kunstvereins. Er lud damals dazu ein, unter diesem Motto künstlerische Beiträge zu gestalten, und verwies dabei ausdrücklich auf „Vergil Aeneis Buch II v. 708ff.“, also auf Vergils Schilderung der Flucht des Aeneas aus Troja, mit seinem greisen (und gelähmten) Vater Anchises auf den Schultern, den kleinen Julus (Ascanius) zur Seite, gefolgt von der bald verloren gehenden Gattin Creusa. Diese rein männliche Dreiergruppe Anchises – Aeneas – Ascanius, mit dem Urbild des *pius Aeneas*, ist das wohl am häufigsten in Skulpturen und Graphiken (als Vasenbilder, Gemälde, Zeichnungen, Illustrationen) künstlerisch gestaltete Motiv der Aeneis (und der dem Epos Vergils auch in diesem Punkte zugrundeliegenden, bis in homerische Zeit zurückreichenden mythischen Tradition). Die Neubesinnung auf dieses Thema 2000 Jahre nach Vergil erwies sich als fruchtbar;



der Wolfenbütteler Kunstverein konnte eine Reihe nachdenklich stimmender Arbeiten von zeitgenössischen Künstlern in einem Katalog publizieren.

Aber mir geht es nicht um den Anfang der Flucht der Trojaner unter Aeneas' Führung, sondern um ihre Ankunft in einer (erhofften, verheißenen) neuen Heimat, ihre Aufnahme dort und die Bedingungen ihrer Integration. Auch darüber handelt die Aeneis, und zwar geradezu durchgehend, nicht zuletzt in ihrer (von den Philologen, den Gymnasial-Lehrplänen und der Gesellschaft) vernachlässigten zweiten Hälfte und ganz besonders in ihrem letzten (XII.) Buch. Zwar erzählt Vergil in der letzten Szene des Epos, wie der Anführer der Flüchtlinge den Führer der Einheimischen besiegt und umbringt, aber es gibt zuvor, in der vorletzten Szene, einen weiterreichenden, andersartigen Ausblick auf das künftige Verhältnis der beiden sich bisher bekämpfenden ethnisch unterschiedlichen Gruppen der Flüchtlinge und der Einheimischen. Und in dem wird nicht die Heirat zwischen dem „externen“ Führer der Flüchtlinge und der einheimischen Prinzessin thematisiert – die bei dem für mehrere Jahrhunderte erfolgreichsten Fortsetzer der Aeneis, MAFFEO VEGGIO, in seinem sog. XIII. Buch der Aeneis von 1428 im Vordergrund steht –, sondern ein allgemeineres Integrationsprogramm.

### **Auch Aeneas und die Trojaner sind Flüchtlinge**

Ich habe schon in den letzten Sätzen absichtlich Eigennamen wie Aeneas, Turnus und Lavinia sowie Trojaner und Latiner vermieden und stattdessen allgemeinere Begriffe wie Anführer, Prinzessin, Flüchtlinge und Einheimische gebraucht. Erst eine solche Abstraktion nämlich ermöglicht eine aktualisierende Betrachtung, die in einer Übertragung historischer, auch literarhistorischer Geschehnisse und Konstellationen auf die Gegenwart besteht.

Als Beispiel zitiere ich eine solche abstrahierende Analyse des literarisch gestalteten Themas „Auf der Suche nach einer neuen Heimat“ durch CURT CHEAURÉ, 1996:<sup>1</sup>

„Heimatlos geworden, bleiben Flüchtlinge angewiesen auf das Wohlwollen anderer. (a) Großzügige Angebote für einen Neuanfang, der

sogar über einen Asylstatus hinausgeht, finanzielle Unterstützung und soziale Integration verspricht (b), sind geschichtlich wohl eher die Ausnahme. Sie setzen persönliche Betroffenheit voraus, welche für das harte Schicksal anderer empfänglich und hilfsbereit macht. (c) Meist muss das Recht zu bleiben erbeten, ja erbettelt werden. Dabei werden doch Flüchtlinge fast immer zu den treuesten Bürgern des sie aufnehmenden Staates. (c)“

Vielleicht hat nicht jeder Leser gemerkt: Diese Beschreibung des Flüchtlings-Status ist gewonnen aus oder jedenfalls illustriert an Vergils Aeneis. Denn der Autor C. Cheauré verweist an den von mir mit (a), (b) und (c) markierten Stellen auf Belege aus der Aeneis: (a) „... wie die Troer bei ihrer Ankunft in Karthago: 1,520-543“; (b) „... wie Dido dies Aeneas und seinen Leuten anbietet: 1,562-564. 571-574. 627-630“; (c) „7,222-233“ (wie dies Ilioneus, der Führer der trojanischen Gesandtschaft, dem König Latinus voraussagt).

Angeregt durch dieses Vorbild, will ich die von Vergil in der zweiten Hälfte der Aeneis geschilderten Erlebnisse der Trojaner systematisch unter dem Gesichtspunkt der Flüchtlingsproblematik analysieren. Dabei **d e n k e** ich an die Flüchtlinge, die seit dem Sommer 2015 in hellen Scharen, zumal aus dem Nahen Osten, nach Deutschland kommen,<sup>2</sup> manchmal auch an Parallelen der Gründung des Staates Israel in Palästina durch Juden, die in „ihr“ Gelobtes Land zurückkehren. Doch ich mache die Parallelität oder aber Gegensätzlichkeit zwischen einem Ablauf in myth-historischer Zeit<sup>3</sup> (wie ihn ein in den ersten Regierungsjahren des AUGUSTUS schreibender Autor dargestellt hat) und analogen Vorgängen in der Gegenwart nicht *expressis verbis* deutlich. Das soll jeder Leser selber leisten.

Immerhin bemühe ich mich dadurch, dass ich weitgehend konkrete Eigennamen durch Appellativa ersetze, Gedanken an die Übertragbarkeit (oder das Gegenteil) der Situation der trojanischen Flüchtlinge in der Aeneis auf analoge historische oder vor allem zeitgenössische Vorgänge des 20./21. Jahrhunderts nahezulegen. So nenne ich also die Trojaner „Flüchtlinge“, die Latiner (und Rutuler) „Einheimische“, Aeneas den „Anführer der Flüchtlinge“, Latinus den

„König“ und Turnus den „Anführer der Einheimischen“, Lavinia die „(einheimische) Prinzessin“ usw. Wenn ich die Bundesgenossen der Latiner, also andere italische Völkerschaften, meine, spreche ich absichtlich von „Unierten“ (um an die EU zu erinnern, weniger an die Unionsstaaten der USA); die Etrusker und die griechischen Arkader, die Aeneas für sich gewonnen hat, sind für mich die „Konföderierten“. Selbstverständlich verwende ich, so oft es geht oder sie mir einfallen, bei der Analyse antiker Verhältnisse moderne Begriffe, wie etwa „Integration“.

### **Das „gelobte“ Zielland der (trojanischen) Flüchtlinge**

In dem von Vergil dargestellten Fall handelt es sich um Kriegsflüchtlinge. Das Herkunftsland ist nicht nur ein „unsicherer“ Staat, sondern fundamental zerstört. Eine Flucht, so sie überhaupt gelingt, ist (scheinbar) alternativlos. Die Vorstellungen der Flüchtlinge von einem idealen Zielland sind zunächst vage: der Westen (*Hesperia*, wörtlich „Abendland“). Klar ist, dass das Zielland nur über das Mittelmeer zu erreichen ist. Deshalb werden 20 zuverlässige Schiffe, nicht bloß seeuntüchtige Boote, gebaut. In der Tat geht durch Wettereinwirkungen (Orkan) nur ein einziges Schiff verloren. Das an der türkischen Küste gewonnene Baumaterial erweist sich später im Krisenfall sogar als wundersam feuerresistent; nur vier Schiffe verbrennen.<sup>4</sup>

Die nähere Bestimmung und dann Identifizierung des Ziellandes gestaltet sich schwierig. Selbst der invalide Vater des Anführers, ein Aufklärungsexperte, macht zunächst aufgrund verfehelter Interpretation geheimer Weisungen (die zu solchen Direktiven Berechtigten und dafür Verantwortlichen werden in der Antike in Ausnutzung der Methode des Euhemerismus „Götter“ genannt, um die Unhinterfragbarkeit der Weisungen solcher Autoritäten zu zementieren) falsche Zielangaben. Eine Niederlassung in Kreta z. B. wäre zwar im wörtlichen Sinne eine Repatriierungsmaßnahme, da Kreta als früheres temporäres Siedlungsgebiet der jetzigen Flüchtlinge gilt; doch erweist sich diese griechische Insel auch aufgrund epidemiologischer und agronomischer Beobachtungen als ungeeignet. Eine Region an

der Ostküste der Adria (im heutigen Albanien) bietet zwar (jedenfalls für die Führungsschicht) ethnisch verwandte Bewohner, doch im Übrigen Zustände eben nicht „wie im alten Rom“, sondern wie im alten Herkunftsland Troja, so dass kein Fortschritt zu erreichen ist. Zudem weist der dortige König unseren Flüchtlingen den Weg zu neuen Ufern (die aber nicht die nächstliegenden der Ostküste Italiens sind). Die anzusteuende Westküste Italiens wird nun endlich, nach sieben Jahren der Migration und hier nicht näher zu referierenden temporären Zwischenstationen, erreicht. Aber niemand weiß zunächst, ob dies wirklich die Anlaufstelle für das Zielland ist. Die vorletzte Landung hatte ja in die reinste Hölle („Unterwelt“, Teile davon nannte man aber Elysium = Paradies) geführt, und für die letzte Station war ein Todesfall unter den Flüchtlingen der Anlass. Ist der hier einmündende Fluss wirklich, wie laut Weisung (s. o.) erforderlich, der Tiber? Ist denn die Bedingung erfüllt, das verheißene oder Gelobte Land (ein altertümlicher Ausdruck für „durch autoritative Weisung zugesprochenes Land“) sei erst dann erreicht, wenn der Hunger die Flüchtlinge zwingt, ihre Tische zu verzehren? (Heutzutage wäre das eine wohl bei Holztischen etwas leichter zu erfüllende Bedingung als in der Antike, wo Tische oft aus Metall waren.) Nun ja, der frühreife Sohn des Anführers verwandelte das scheinbare Adynaton in perfekte Faktizität. Etwas später sieht man auch die zweite Zulassungsbedingung erfüllt: die Sichtung enormer schweinisher Fertilität hierzulande, wenigstens in einem Einzelfall (Code-Name: Sau-Prodigium).

Für die antiken Flüchtlinge ist das erste Problem die Identifizierung des Ziellandes, Identifizierung in einem doppelten Sinne: als Wissen darum, welchen vorgeschriebenen Bedingungen es genügen muss, und die Erkenntnis, dass dies hier der Fall ist. Für die konkreten Flüchtlinge sind diese Bedingungen in einem längeren Prozess durch fortschreitende Präzisierung schließlich bekannt und werden als erfüllt erlebt. Das Zielland wird in diesem Falle nicht durch nützliche Qualitäten bestimmt, etwa durch die Fruchtbarkeit des Bodens (wie sie etwa derselbe Autor Vergil bei früherer Gelegenheit in den *Laudes Italiae* rühmt (*georg.* 2,136-176; nur hier

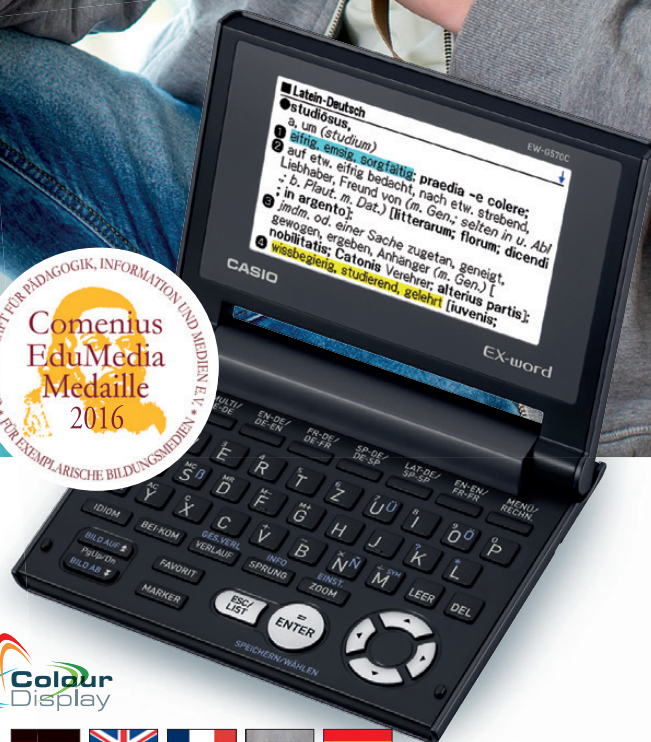
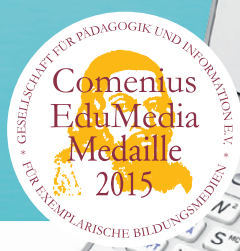


# Elektronische Wörterbücher für den Einsatz in der Schule.

Mit dem neuen EW-G200 und dem EW-G570C bietet CASIO zwei elektronische Wörterbücher, die gezielt für den schulischen Einsatz<sup>1</sup> entwickelt wurden.

Prüfungs-  
geeignet!

Die Integration schülergerechter Nachschlagewerke von PONS®, DUDEN® und OXFORD® sorgt sowohl monolingual als auch bilingual für Sicherheit im Umgang mit Sprachen.



Das EW-G200:  
Empfohlen für die Sekundarstufe I

Das Schülergerät EW-G200 ist ein kompaktes Nachschlagemedium, das mit 4 aktuellen bilingualen Wörterbüchern für den modernen Fremdsprachenunterricht in der Sekundarstufe I zugeschnitten ist.



Das EW-G570C:  
Empfohlen für die Sekundarstufen I und II

Das Schülergerät EW-G570C mit lesefreundlichem Farbdisplay ist durch die Integration 10 ein- und zweisprachiger Standardwerke ideal für die Sekundarstufen I und II geeignet.



<sup>1</sup>Eine aktuelle Übersicht über die Zulassungen finden Sie unter [www.ex-word.de/zulassungsrichtlinien](http://www.ex-word.de/zulassungsrichtlinien).



in *georg.* 2,138 fällt bei Vergil in seinen Werken vor der Aeneis der Name *Italia*) oder durch die topographisch, klimatisch, handelspolitisch oder strategisch günstige Lage (was laut CICERO *De re publica* 2,5-11, bestimmend für Romulus war, die Stadt Rom in eben dieser Gegend Latium am Tiber, aber nicht direkt an seiner Mündung ins Meer, zu gründen). Es ist auch nicht so, dass ihnen eine Einladung etwaiger Einheimischer bekannt wäre, zum Beispiel deshalb, weil die jetzigen Flüchtlinge willkommen wären als Heimkehrer in ihr ursprüngliches Herkunftsland, also als Rückkehrer (Remigranten) aus dem Ausland in die alte Heimat. (Das ist ein Gesichtspunkt, der später sehr wohl noch eine Rolle spielen wird – aber nicht als Motiv der Flüchtlinge zu kommen, sondern als nachträgliches Argument des einheimischen Königs, dass sie bleiben dürfen.) Nein, allein ausschlaggebend für unsere Flüchtlinge ist das Argument: Dieses Land hier am Tiber ist das Land, das uns die höchsten Autoritäten (die hier Götter, manchmal auch abstrakter *Fata* heißen) zugesprochen, auf das wir deshalb ein Recht haben.

### **Eine Parallele: das Gelobte Land Iudaea**

Eine ähnliche Selbstsicherheit hat in der Menschheitsgeschichte sehr wohl mindestens eine Parallele (womöglich ein Vorbild für Vergil): Darauf hat in schlagartig erhellender Weise der amerikanische Philologe MICHAEL FONTAINE (Cornell University, Ithaca, New York, USA) in einem bisher kaum beachteten Internet-Blog mit dem Titel „*Aeneas in Palestine. How the Israeli-Palestinian conflict makes sense of Virgil's Aeneid*“ in *Eidolon*, April 2015, hingewiesen:<sup>5</sup> Das ist der von Gott, von ihrem Gott Jahwe, garantierte Anspruch der Juden auf das „Gelobte“ Land. Wenn man erst einmal auf diese Analogie aufmerksam geworden ist, werden einem sowohl für die Bestimmung des Ziellandes als auch für die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Flüchtlingen und Einheimischen, wie ich sie für die Aeneis noch behandeln will, zusätzliche Entsprechungen oder aber Andersartigkeiten bei der Reaktion von Flüchtlingen auf Einheimische und umgekehrt auffallen. Das möchte ich an anderer Stelle näher ausführen. Hier will ich nur

bemerken, dass ich in dem Problemkreis „Juden in Judaea, Israelis in Palästina“ eine doppelte Parallele zu „Trojaner in Latium“ sehe: zum einen im Hinblick auf die Verheißung, die – laut der hebräischen Bibel, vor allem Genesis (1. Mose) 15,18-21 – Gott dem Abraham als dem Stammvater Israels und seinen Nachkommen vor Jahrtausenden (nach biblischer Chronologie im 19./18. Jh. v. Chr.) in dem sog. Bundesschlussritus gegeben hat; zum andern beim Blick auf die Wiedergewinnung Palästinas durch die Juden in mehreren Alijot (Rückkehrbewegungen) seit der 1. Alija 1882-1903 bis zur Staatsgründung Israels 1948 (Unabhängigkeitserklärung und Anerkennung durch die UNO). Die Bestimmung, wer seit Beginn des 20. Jh.s in dieser Region „Flüchtling“ und wer „Einheimischer“ ist, ist hier wesentlich problematischer als in der Aeneis. Mindestens die Konzeption des „Gelobten Landes“ und einer „Rückkehr“ dorthin aber ist hier wie dort virulent und erzeugt analoge Probleme. Und die Problematik einer Integration der ethnisch unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen im heutigen Bereich Israel/Palästina in einem Staat oder aber einer Aufteilung derselben auf zwei Staaten hat eine Parallele am Ende der Aeneis, dort für die Trojaner und die Latiner.

### **Die erste Reaktion der Einheimischen:**

#### **Entgegenkommen**

Das grundsätzliche Problem, das sich Flüchtlingen nach Erreichen ihres Ziellandes stellt, ist ihr Verhältnis zu den Einheimischen.<sup>6</sup> Denn (aus der Sicht der Flüchtlinge) ist es leider bei den allermeisten mythischen, literarischen oder historischen Einwanderungen so, dass die Ankommenden nicht ein leeres Land vorfinden,<sup>7</sup> sondern ein von Einheimischen bewohntes. Dadurch können sich Konflikte ergeben, daraus haben sich meistens Konflikte ergeben. Zwei Gruppierungen in ein und demselben Land, die Neuhinzugekommenen und die Alteingesessenen, müssen ihre jeweiligen Erwartungen, Ansprüche, Rechte irgendwie aufeinander abstimmen, gemeinsame Regelungen finden, zu einem Ausgleich kommen.

Vorstellbar wäre, dass die Flüchtlinge sich stark genug fühlen, ihre Ansprüche, die sie als

von höchster Autorität verbrieft glauben, mit Waffengewalt gegen die bisherigen Landbesitzer durchzusetzen. Eine solche „Lösung“ wurde zum Beispiel viele Jahrhunderte später in der Völkerwanderungszeit von den meist aus ihren bisherigen Siedlungsgebieten vertriebenen germanischen Völkern praktiziert.<sup>8</sup> Die siegreich in Italien eindringenden Ostgoten beanspruchten um 500 n. Chr. (unter der Herrschaft THEODERICHS von 493-526) ein Drittel des Kulturbodens (andere germanische Völkern *suis locis* wesentlich mehr: die Burgunder die Hälfte, die Westgoten zwei Drittel). Theoderich erließ zudem ein Heiratsverbot Goten – Römer, was die Wirkung der Enteignung noch verschärfte. Zu bedenken ist auch, dass es Hunderttausende von Germanen gewesen sein werden, die zur Zeit der Völkerwanderung in das Gebiet des Römischen Reiches eindrangen. Sie werden im Vergleich zur einheimischen römischen oder romanisierten Bevölkerung jeweils einen beachtlichen, allerdings nach Region unterschiedlichen Prozentsatz (den ich nicht zu beziffern wage; er war gewiss z. B. in Spanien anders als in Italien) der Gesamtbevölkerung des Imperiums dargestellt haben.

Doch die vorvergilische Tradition und Vergils Version über den anfänglichen Landbesitz der Flüchtlinge im Zielland stimmen darin überein, dass es sich dabei nicht um eine gewalttätige „Landnahme“ (ein Begriff, der besonders für die Eroberung Judäas durch die unter Moses' Führung aus Ägypten zurückwandernden Juden verwendet wird) der Einwanderer handelt, sondern um ein zunächst vom einheimischen König zugestandenes oder jedenfalls versprochenes Gebiet, ein Gebiet, das offenbar relativ (im Vergleich zu dem den Einheimischen verbleibenden Besitz) und auch absolut gesehen klein war.

Die erste Phase des Kontaktes zwischen den Flüchtlingen und den Einheimischen verläuft nach der Darstellung in der Aeneis folgendermaßen:

Nach ihrer Landung an der Mündung eines Flusses ins Meer werden „unsere“ Flüchtlinge als erste aktiv. Sie erkunden das Land, erkennen, dass hier ein König über Einheimische herrscht, und entsenden eine Gesandtschaft an ihn. Diese erste Kontaktaufnahme soll im Idealfall gleich

eine Verständigung zwischen beiden Seiten erzielen. In unserem Falle gibt der Anführer der Flüchtlinge den Gesandten Geschenke für den einheimischen König mit (*good-will*-Signale) und als Verhandlungsziel friedliches Einvernehmen (*pax*, Aen. 7,155). Vorsichtigerweise baut er aber derweil den Landeplatz zu einem Fort aus. Ja, diese Befestigung des Camps ist von Vergil (in Aen. 7,157-159) so beschrieben, dass nicht nur gehässige Einheimische darin bereits die Gründung einer Stadt sehen können, noch bevor Verhandlungen mit den Einheimischen aufgenommen worden sind.

Der einheimische König empfängt die Gesandtschaft freundlich (seine Rede Aen. 7,195-211). Er hat von ihrer Landung gehört, weiß aber nicht, ob es sich um mehr als um einen zufälligen und temporären Zwischenaufenthalt (vom Sturm verschlagene, herumirrende Menschen?) handelt. Er bekundet die traditionell grundsätzlich fremdenfreundliche Einstellung der Einheimischen (Gastfreundschaft). Hinzu kommt in diesem Falle, dass diese Fremden letzten Endes von einem Einheimischen abstammen, der nach Osten ausgewandert ist und jetzt sogar göttlich verehrt wird. Es besteht also eine ethnische Verwandtschaft. Die Flüchtlinge könnten demnach – was der König aber nicht ausspricht – als Repatrierte betrachtet und behandelt werden.

Der Sprecher der Gesandtschaft stellt (in seiner Rede Aen. 7,213-248) klar: Seine Leute sind hier nicht zufällig, irrtümlich und temporär gelandet, um einen kurzzeitigen Gaststatus oder eine vorläufige Aufenthaltsduldung zu erreichen. (Nicht einmal eine solche ist selbstverständlich, denn bei einer früheren unfreiwilligen Landung im heutigen Tunesien infolge eines Sturmes wollten die dortigen Bewohner, obwohl diese erst vor kurzem dort selbst als Flüchtlinge eingewandert waren, sie nicht einmal an Land lassen.) Sie wollen auf Dauer bleiben, sie sind gezielt (*consilio* Aen. 7,216) in dieses Land hier gekommen. Sie sind keine Niemande, ihr Anführer stammt vom höchsten Gott ab, ihr Herkunftsland ist weltberühmt. Ein gewaltiger „Sturm“, nämlich ein Kampf zwischen Europa und Asien, hat sie aus der Heimat Asien vertrieben. Sie kommen als Kriegsflüchtlinge, die hier bleiben möchten. Sie

beanspruchen ein bescheidenes Gebiet (*sedem exiguam*), nämlich einen harmlosen Küstenstrich (*litus innocum* soll wohl bedeuten: ein Strand, von dem aus sie keinen Schaden anrichten können). Für diese moderaten Gebietsansprüche berufen sie sich auf das Naturrecht: (ein solches Stück Land, Wasser und Luft stehen jedermann frei (*patentem*), sind Gemeingut. (Man könnte hierin eine Berufung auf fundamentale Menschenrechte sehen.) Die Aufnahme dieser Heimatvertriebenen, die einen berühmten Namen haben, wird – so betont ihr Sprecher – das Renommee der hiesigen Einheimischen noch erhöhen, verdient also nicht nur den Dank der Flüchtlinge, sondern bringt auch den Einheimischen Vorteile (Vergrößerung ihres Ansehens). Andernorts, in bedeutenderen Ländern (generalisierender Plural, gemeint ist das heutige Tunesien), hat man sich sogar aktiv bemüht, die Flüchtlinge einzubürgern. Denn sie sind kampfstark, auch wenn sie jetzt als Bittende auftreten.<sup>9</sup> Zum Schluss kombiniert der Sprecher als Grund dafür, dass die Flüchtlinge gerade dieses Land hier als neue Heimat betrachten dürfen, ihnen zuteil gewordene „göttliche Weisungen“ (*fata deum* Aen. 7,239 – heute würde man vielleicht vom „Gesetz der geschichtlichen Entwicklung“ sprechen, der Gegenbegriff wäre „Zufall“), mit jenem Argument, das der einheimische König selbst eingeführt hat: mit der Abstammung von einem gemeinsamen Ahnen. Dann überreicht er kostbare Gastgeschenke aus der alten Heimat.

Den König beeindrucken diese Geschenke nicht. Wohl aber wirkt der Hinweis des Sprechers der Flüchtlinge auf die Chance, durch Einbürgerung der Flüchtlinge das eigene Machtpotential zu steigern. Hinzu kommt eine weitere Erwägung, ein Umstand, den die Flüchtlinge noch nicht kennen und darum auch nicht nutzen konnten: Auch er, der einheimische König, hat „göttliche Weisungen“ erhalten, die mit denen der Flüchtlinge konvergieren.<sup>10</sup> Er dürfe seine Tochter nicht mit einem Einheimischen verheiraten (also, so setze ich im Vorblick hinzu: zum Beispiel nicht mit einem Fürsten, dessen Hauptstadt keine 10 Kilometer von der Residenzstadt des Königs entfernt liegt), sondern nur mit einem „Externen“. Der Anführer der Flüchtlinge ist ein Exter-

ner (und zudem ein berühmter Held). Deshalb entschließt sich der einheimische König, dem Anführer der externen Flüchtlinge die Hand seiner Tochter anzubieten. (Eine Heirat zwischen einem auswärtigen Fürsten und einer Kronprinzessin gilt in einer monarchisch strukturierten Gesellschaft als Unterpfand oder als personalisierter Ausdruck eines Zusammenschlusses der beiden Völker.)<sup>11</sup> Die Vereinigung beider Völker könne gar zur Weltherrschaft führen (*totum ... occupet orbem* Aen. 7,258).<sup>12</sup>

Deshalb geht der einheimische König gegenüber dem Gesandtschaftssprecher der Flüchtlinge (in seiner Rede Aen. 7,259-273) auf deren Anliegen ein und sogar noch darüber hinaus: Zuerst akzeptiert er den beiderseitigen Hinweis auf „göttliche Weisungen“ und auch konkret die Geschenke der Flüchtlinge. Dann erklärt er, den Flüchtlingen mehr Land einzuräumen, als sie beansprucht haben; es soll geradezu ihr *Status quo* in der alten Heimat hier in der neuen wiederhergestellt werden (was gleichzeitig auch eine Herstellung gleicher Lebensbedingungen für beide Seiten bedeuten würde).

Dieses großzügige Zugeständnis des einheimischen Königs, das an die Bitte der Flüchtlinge um einen bescheidenen Küstenstrich (*sedes exigua* und *litus innocuum* könnten sich auf eine Region am Tiber beziehen, an dessen Mündung ins Meer die Flüchtlinge derzeit weilen) anknüpft, sie aber übererfüllt, läuft offenbar auf eine Reservats-Lösung, mindestens eine Separierung, hinaus: Den Flüchtlingen wird ein bestimmtes, zum Königreich gehörendes Gebiet zugesprochen (ob dort weiterhin die Oberherrschaft des Königs gelten soll, bleibt ungeklärt). Diese Reservats-Lösung wird im weiteren Verlauf der Dinge nicht realisiert. Die zwar im Epos nicht mehr vollzogene, aber als für die Zukunft gesicherte Art der Aufnahme der Flüchtlinge wird – wie wir noch sehen werden – im Zusammenleben, in einer Verschmelzung der beiden Völker, der Flüchtlinge und der Einheimischen, also in einer wirklichen Integration bestehen. Aber Vergil hat sich diesen ursprünglichen, beim ersten offiziellen Kontakt der Einheimischen mit den Flüchtlingen entwickelten Plan, den Flüchtlingen ein geschlossenes Siedlungsgebiet am Unterlauf des Tibers



anzuweisen, nicht einfach ausgedacht. In einer für ihn charakteristischen Weise berücksichtigt Vergil hier eine frühere Überlieferung, nämlich indem er auf sie (als nicht realisierte Alternative) anspielt, doch ohne sie zu seiner eigenen Konzeption zu machen. Die Vorstellung von der Anweisung eines bestimmten Gebietes des Ziellandes Latiums an die gelandeten Trojaner findet sich nämlich bereits in der älteren römischen Annalistik.<sup>13</sup> Von dieser Variante der zukünftigen Entwicklung hören wir zwar erneut etwas in Aen. 11,316-324, als der König der Einheimischen diesen Vorschlag im Parlament („Ratsversammlung“) vorbringt, damit aber nicht durchdringt. Zu guter Letzt, am Ende des entscheidenden XII. Buches der Aeneis, kommt es zu einer ganz anderen Regelung.

Nachdem der einheimische König in der Landfrage ein großzügiges Angebot an die Flüchtlinge gemacht hat, fordert er schließlich, dass nicht mehr auf der Botschafter-Ebene verhandelt werde, sondern dass der Entscheidungsbefugte persönlich erscheine. Er wolle ihm nämlich die Hand seiner Tochter anbieten, da „göttliche Weisungen“ ihm die Wahl eines externen Schwiegersohnes vorschrieben.

Die Gesandtschaft der Flüchtlinge kehrt im Bewusstsein zurück zu ihrem Anführer, der Friede sei jetzt gesichert (*pacemque reportant* Aen. 7,285).

Aber schau an (*ecce*): das war ein Trugschluss. Es tritt kein Friede ein zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen, es kommt zum Krieg. Warum?

### Die zweite Reaktion der Einheimischen: Krieg

Dass es trotz der offenen Arme des einheimischen Königs zum Krieg der Einheimischen gegen die Flüchtlinge kommt, wird von Vergil in dreifacher Weise – trotzdem aber nicht wirklich überzeugend – begründet:

(a) Die einheimische Königin erliegt Einflüsterungen, in denen die Flüchtlinge unter anderem als Frauenräuber diffamiert werden und Stimmung dafür gemacht wird, besser, wie sie es ohnehin plante, auf einen benachbarten Fürsten als Schwiegersohn und damit Thronfolger zu setzen. Ihr königlicher Gatte, den sie (mit ihrer Rede in Aen. 7,359-372) für diese Lösung gewinnen will,

zeigt sich jedoch unbeeindruckt, obwohl seine Gattin versucht, auch ihren Favoriten für die Hand ihrer Tochter wegen griechischer Vorfahren als „Externen“ hinzustellen. Daraufhin erleidet die Königin totalen Kontrollverlust. Sie entführt die Tochter. Da eine Art Mutterrecht verletzt zu sein scheint, schließt sich ein Teil der weiblichen Bevölkerung (*matres* Aen. 7,392 und 400) einer enthemmten Protestbewegung gegen die Politik des Königs an.

(b) Der durch die Heiratspolitik des einheimischen Königs am stärksten Betroffene, jener Fürst aus der Nachbarschaft, der – obwohl offensichtlich Einheimischer – bisher der von der Königin favorisierte Kandidat für die Hand seiner Tochter war, hat bisher keine Reaktion gezeigt. Er wusste zwar von der Landung der Flüchtlinge, sah aber offenbar seine Hoffnungen, Schwiegersohn und Nachfolger des einheimischen Königs zu werden, nicht gefährdet. In einem jähen Wandel seiner Einschätzung der politischen Lage (die nach antiker Auffassung und epischer Tradition durch das Eingreifen übermenschlicher Gestalten bewirkt oder gefördert wird) greift er plötzlich wie ein Wahnsinniger zu den Waffen (*arma amens fremit* Aen. 7,460),<sup>14</sup> um durch Vertreibung der Flüchtlinge den „Frieden“ im Land wiederherzustellen (entsprechend dem Motto *tege pace Latinos* Aen. 7,426). Bei seinem späteren ersten Angriff auf das befestigte Camp der Flüchtlinge beruft er sich dafür auf eine Art überirdisches Recht: *sunt et mea contra / fata mihi* (Aen. 9,136f.).

(c) Nicht die aufwallende Aktivität des mächtigsten einheimischen Fürsten (Gleichnis Aen. 7,462-466), sondern ein unglücklicher Zwischenfall führt zum ersten offenen und blutigen Konflikt zwischen Einheimischen und Flüchtlingen. Die toll gewordenen Hunde eines Prominenten der Flüchtlinge hetzen einen Hirsch, der aber kein Freiwild, sondern ein zahmes Haustier war. Er wird von der Jagdgruppe tödlich verwundet. Das betrachten die Tierbesitzer und deren Angehörigen und Freunde als einen nicht hinzunehmenden Jagdfrevel und greifen ihrerseits die jagenden Flüchtlinge an. Diese sind besser bewaffnet und wehren sich. Es gibt zwei Tote auf Seiten der Einheimischen. Die Betroffenen wenden sich empört an den einheimischen König.

Der einheimische König will zwar weiterhin zu seiner Zusage an die Flüchtlinge und ihren Anführer stehen, wird aber durch die Proteste der Bevölkerung so eingeschüchtert, dass er sich in inaktive Isolation zurückzieht. Der von ihm als Schwiegersohn abgelehnte Fürst bestimmt fortan als Anführer der Einheimischen die Grundsätze der Politik. Und die lassen sich auf das Schlagwort verkürzen „Ausländer raus“. Gewalt ist vorprogrammiert. Militärische Kontingente aus allen Bundesländern und darüber hinaus aus der ganzen „Union“ (wie ich die Anti-Flüchtlings-Koalition nennen möchte) werden zusammengezogen. Der Kriegszustand wird offiziell (durch Öffnung der Janus-Tore) erklärt.

Die Entwicklung auf Seiten der Einheimischen, wie ich sie bisher erzählt habe, erscheint nachvollziehbar. Die Motive der Opponenten einer Aufnahme der Flüchtlinge sind rational. Die Königin und der mächtigste einheimische Fürst haben andere Interessen als der einheimische König, der den Flüchtlingen positiv gegenübersteht. Es geht darum, wer in Zukunft durch die Heirat mit der Kronprinzessin die Macht im Lande haben soll, der fremde oder aber der einheimische Fürst. Das ist ein Konfliktpotential, das durch einen Zwischenfall, der an sich mit dem Interessenkonflikt der Anführer nichts zu tun hat, aber den berüchtigten Funken im Pulverfass liefert, zum offenen Krieg führen kann.

Doch Vergil begnügt sich nicht damit, den Ausbruch des Krieges der Einheimischen gegen die Flüchtlinge (als solcher wird er von Vergil geschildert, nicht etwa als Aggression der Flüchtlinge, die gewaltsam Land besetzen) rational mit den verletzten Interessen eines einheimischen Fürsten und mit einer Art Jagdfrevel zu begründen. Schon der Anlass, jener versehentliche Jagdfrevel der Flüchtlinge an einem „geschützten“, gleichsam tabuisierten Tier und die Reaktion der einheimischen Bauern und Hirten darauf, kann als überzogen betrachtet werden. Vergil führt den Kriegsausbruch vielmehr auf eine Intervention einer jenen Flüchtlingen gegenüber grundsätzlich feindlich eingestellten Gottheit zurück. Diese bedient sich zur Entfesselung des Krieges einer Dämonin. In ihr sieht Vergil – vielleicht erstmals in der Geschichte der Reflexion über die Herkunft des Bösen – das

personifizierte Böse schlechthin, ein (wir würden sagen: höllisches) Wesen, das nicht etwa durch Parteiinteressen oder falsches Urteil fehlgeleitet ist, sondern das am Negativen Freude hat (*cui tristia bella / iraeque insidiaeque et crimina noxi cordi*, Aen. 7,325f.) Ein solches Element handelt nicht, weil es bestimmte, vielleicht berechnete Interessen berücksichtigt, denen andere, vielleicht ebenso berechnete Interessen gegenüberstehen, sondern um Böses zu tun, um Unheil zu bringen, um Ordnung und Rationalität zu vernichten.

### **Die Lösung des Konfliktes: Die Ein-Staaten-Lösung (mit vorübergehender gestufter Doppelmonarchie)**

Es ist nicht nötig, auf den Verlauf des Krieges zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen in Aen. VII-XII einzugehen. Die Entscheidung fällt in einem Duell zwischen dem Anführer der Einheimischen und dem der Flüchtlinge. Die Aeneis endet mit dem Todesseufzer des Anführers der Einheimischen. Durch den Sieg ihres Führers ist aber in politischer Hinsicht nicht etwa der Sieg der Flüchtlinge über die Einheimischen errungen.

Vielmehr ist vorweg auf menschlicher und, noch wichtiger und detaillierter, auf übermenschlicher Ebene eine Regelung für das künftige Verhältnis der Einheimischen zu den Flüchtlingen getroffen worden: eine Ein-Staaten-Lösung mit weiterhin einheimischer Leitkultur unter zunächst noch einheimischem König, dem sich (zu dessen oder zu seinen Lebzeiten) der Führer der Flüchtlinge freiwillig unterordnet.<sup>15</sup>

Diese Regelungen ergeben sich – ich gehe jetzt konsequent von der Benutzung von Appellativen zu der von Eigennamen über – zum einen aus der vor dem Zweikampf mit Turnus von Schwüren bekräftigten Erklärung des Aeneas in Aen. 12,187-194, welche Stellung er im Falle seines Sieges über Turnus für die Trojaner und für sich in Latium beansprucht, zum andern aus der detaillierteren olympischen Vereinbarung zwischen den Gottheiten Juno und Jupiter in Aen. 12,830-840 (Jupiter), kombiniert mit Aen. 12,819-828 (Juno), über das künftige Verhältnis der beiden dann in Latium lebenden Völker.

Es wird Folgendes deklariert: Aeneas wird (nur) den zweiten Rang in einer Art Doppelmo-

narchie innehaben. Auch nach seinem Sieg im Duell über Turnus werden die Trojaner nicht über die Latiner herrschen, sondern gleichberechtigt sein (*paribus legibus*). Aeneas beansprucht für sich nicht die Herrschaft (*nec mihi regna peto* Aen. 12,190), sondern nur die religiösen Befugnisse eines nachmaligen *Pontifex maximus* oder *Rex sacrorum* (*sacra deosque dabo*). Der eigentliche König soll Latinus bleiben (*arma Latinus habeto / imperium sollemne* Aen. 12,192f.) Wenn sich Aeneas ausdrücklich die religiösen Funktionen vorbehält, erfüllt er die Mission, die ihm die Erscheinung des toten Hektor in der letzten Nacht Trojas (Aen. 2,293-295) und auch Vergil im Proömium des Epos mitgegeben hatte: *inferretque deos Latio* (Aen. 1,6): die Überführung der trojanischen Götter, der Penaten und der geheimnisvollen *Magni Di*, nach Italien, in eine neue Heimat.

Aeneas klärt in Aen. 12,187-194 die Herrschafts-Frage. Noch wichtiger aber sind die Regelungen, die in der letzten olympischen Szene (Aen. 12,791-842) zwischen Jupiter und Juno ausgehandelt werden, damit Juno ihren Hass gegen die Trojaner aufgibt. Die Integration der Trojaner in Latium wird in diesem späteren Götter-Dialog autoritativ in fünf Punkten in einer Weise bestimmt, die nicht wirklich der Erwartung des Aeneas von *paribus legibus* entspricht.

Wenn man die fünf Punkte des „Einigungsvertrags“ zwischen Jupiter und Juno für die Trojaner und Latiner durchmustert,<sup>16</sup> dann wird klar, dass den Trojanern so gut wie keine Rechte belassen oder zugesprochen werden.

1. Die Sprache wird die der Einheimischen bleiben, also das Latein der Latiner. (Letzten Endes wird Latein also dann, wenn aus den Latinern die Römer geworden sind, die Weltsprache des Imperium Romanum werden.)

2. Die Einheimischen werden ihre „Sitten“ beibehalten dürfen. Was unter *mores* zu verstehen ist, wird hier nicht näher exemplifiziert. Gemeint sind sicher die allgemeine Lebensweise und Kultur. Gewiss ist nicht zuletzt darunter auch die traditionelle Kleidung zu verstehen. Den Gesichtspunkt des von ihr abgelehnten *vertere vestem* hatte zuvor Juno (neben *nomen mutare* und *vocem mutare*) ausdrücklich in ihrer für die

Latiner Partei nehmenden Rede (Aen. 12,819-828) ins Spiel gebracht.<sup>17</sup>

Implizit wird durch das Festhalten an den *mores patrii* (*Latini*) all das abgelehnt, was für das Auftreten der aus „Phrygien“ kommenden Trojaner typisch ist, jedenfalls typisch in den Augen ihrer Gegner. Zweimal werden in der Aeneis die trojanischen *mores* kritisiert, einmal durch den nordafrikanischen Gätuler-König Jarbas in Aen. 4,206-218 (speziell 215f: die Aeneaden seien Kastraten, parfümiert, Mitra-Träger), zum anderen durch Numanus Remulus, den Schwager des Rutuler-Fürsten Turnus,<sup>18</sup> der in Aen. 9,598-620 in scharfer Polemik einen gravierenden kulturellen Unterschied zwischen „uns“ (er nennt keinen konkreten Völkernamen wie *Latini*) und den weibischen Trojanern (*Phrygiae, neque enim Phryges*) feststellen will. In Numanus' Beschreibung der Latiner (oder Italiker) dominiert die abgehärtete Lebensweise, in der der Trojaner die Verhöhnung von deren orientalischem Kleiderprunk. Was Numanus hier beschreibt, geht über bloßen *habitus* im Sinne von Kleidung und bloße *mores* im Sinne von Sitten und Gebräuchen hinaus in den Bereich der *virtutes*. Auch Juno hatte in ihrer Rede (Aen. 12,827) erwartet: *sit Romana potens Itala virtute propago*, also den künftigen Römern *italische virtus* zugesprochen. Heutzutage spricht man in diesem Zusammenhang nicht so sehr von „positiven sittlichen Einstellungen“, sondern eher von „Wertvorstellungen“ (z. B. solche der westlichen, lange christlich geprägten Welt, die es gegenüber konkurrierenden wie den im Islam vertretenen zu verteidigen gelte).

3. Für das „vereinigte Königreich“, die Union zwischen Trojanern und Latinern, wird der Name der Latiner beibehalten, der der Trojaner geht unter. Hätte es eine Alternative gegeben? Eine Bindestrich-Doppelbenennung im Stile Bosnien-Herzegowina oder für die Dachsprache des Serbo-Kroatischen ist wohl erst eine moderne Lösung. Aber es hätte sich für Vergil theoretisch eine andere Möglichkeit angeboten: Statt einen der beiden Völkernamen zum „gemeinsamen“ zu erheben, wäre ein neuer dritter in Frage gekommen. Diese Konzeption haben römische vorvergilische Historiker – so CATO in seinen



*Origines* 5 P./1,6 B./W. = SERV. Aen. 1,6 – vertreten: sie haben die Trojaner in Latium nicht auf *Latini*, sondern auf *Aborigines* treffen lassen und *Latini* zum neuen Namen für die Union erklärt. Eine solche Lösung hat sich Vergil dadurch verbaut, dass er die Einwohner von Latium schon vor Ankunft der Trojaner durchweg als *Latini* bezeichnet, obwohl er sie z. B. auch, wie er es gelegentlich tut, *Ausonii* hätte nennen können. Und die geniale Lösung, aus den *Latini* plus *Troiani* gleich die *Romani* entstehen zu lassen, hat Vergil zwar angedeutet durch Aen. 12,838-840 *hinc genus eqs.*, wo ohne Namensnennung auf die künftigen Römer verwiesen wird, aber wohl wegen chronologischer Schwierigkeiten (Rom wird ja erst etwa 333 Jahre nach der Landung der Aeneaden in Latium gegründet) nicht gewagt.

4. Eine wie auch immer beschaffene Integration der Trojaner in Latium wird notwendiger Weise und nach dem Vorbild der Heirat des Aeneas mit Lavinia in „Mischehen“ realisiert werden, der körperlichen Vereinigung der fast ausschließlich aus Männern bestehenden Volksgruppe der Trojaner mit lateinischen Frauen. Das Stichwort *sanguine* könnte man mit „ethnischer Aspekt“ wiedergeben oder mit dem heutzutage eher verpönten Begriff „Rasse“. Die Ankündigung solcher Ehen besagt implizit, dass die Trojaner das *ius conubii* erhalten, also nicht darauf angewiesen sind, wie später die männlichen Erstbewohner des von Romulus und Remus gegründeten Rom, dem Nachbarvolk der Sabiner Frauen zu rauben. Diese unausweichliche Entwicklung – die letzten Endes auch die Existenz von (behaupteten) *familiae Troianae* im Rom noch zur Zeit Vergils berücksichtigt – wird von Jupiter/Vergil angekündigt, aber durch ein „nur“ (*commixti corpore tantum*) abgeschwächt: die Trojaner bringen „nur“ ihre Gene ein. Aber seit der Integration der Trojaner sind die Latiner ein Mischvolk.<sup>19</sup>

5. In der Ankündigung Jupiters *morem ritus-que sacrorum / adiciam* bezieht sich *morem* wohl nicht auf die schon zuvor in Aen. 12,834 genannten *mores*, die die *Ausonii* (hier als Synonym für *Latini* gebraucht) beibehalten dürfen, sondern (zusammen mit *ritus sacrorum*) auf die Art der Religionsausübung. Wenn Jupiter hier erklärt *adiciam*, deutet er zwar an, dass trojanische Kulte

neu eingeführt werden, spricht das aber nicht klar aus, sondern stellt es so dar, als ob das sein Wille und Verdienst (oder seine Verantwortung) sei. Gemeint sein muss der Kult der Penaten, denn diese nach Latium zu bringen, wird ja bereits im Proömium der Aeneis mit *inferretque deos Latio* (Aen. 1,6) als Aufgabe des Aeneas bezeichnet und innerhalb des Epos dann auch quasi realiter durchgeführt: Die Erscheinung des toten Hektor in der letzten Nacht Trojas beauftragt den Aeneas mit der Mission *sacra suosque tibi commendat Troia penatis* (Aen. 2,293-295). Der trojanische Priester Panthus übergibt dem Aeneas wenig später im brennenden Troja die Kultbilder der Penaten, Anchises hält sie in Händen, als ihn Aeneas auf seinen Schultern bei der Flucht aus Troja trägt; die Penaten erscheinen Aeneas auf Kreta und klären ihn über das anzusteuende Fahrtziel auf (Aen. 3,154-171), nämlich dass die *antiqua mater* der Trojaner nicht Kreta, sondern *Hesperia = Italia* (als Herkunftsland des aus Corythus/Cortona stammenden Dardanus, eines trojanischen Urahns) ist. – In der Tat war es eine der ersten Amtshandlungen der Konsuln Roms, Lavinium aufzusuchen und im dortigen Tempel der Penaten ein Opfer zu bringen. Mitberücksichtigt ist von Jupiter/Vergil auch, dass das Idol der phrygischen Göttin Cybele, die Vergil in der Aeneis auch zu Gunsten der ihr heiligen Schiffe der Trojaner, die von Turnus mit Brandfackeln bedroht werden, entsprechend dem Versprechen Jupiters erfolgreich rettend eingreifen lässt, im Jahr 205, mitten im 2. Punischen Krieg, in einer spektakulären Aktion aus Pessinus nach Rom überführt wurde und es seitdem dort einen Cybele-Kult (und seit 191 auch einen eigenen Cybele-Tempel) gab. In diesem Punkte hat also die Verhöhnung der Trojaner gerade aufgrund ihres Cybele-Kultes durch den Gätuler-König Jarbas, anders als im Falle der angeblich typisch trojanischen weibischen Kleidung, keine negativen Auswirkungen für die Trojaner in Latium gehabt. Vielleicht wird ein römischer Leser in diesem Zusammenhang auch daran gedacht haben, dass noch in Augusteischer Zeit bei Lavinium ein Grab des Aeneas kultisch verehrt wurde. Es ist vor wenigen Jahrzehnten beim dortigen Bundesheiligtum der Latiner mit seinen 12 + 1 Altären

durch FERDINANDO CASTAGNOLI wiederentdeckt worden. Aeneas galt ja in der Überlieferung nach seinem spurlosen Verschwinden am dortigen Fluss Numicus als zu den Göttern entrückt und selbst als Gott *Indiges*. – Es verdient Beachtung, dass Jupiter bei Vergil gerade im Zusammenhang mit der Religiosität eine weiterreichende Verheißung macht: das Mischvolk der Ausonier, wie er die weiterhin „Latiner“ genannte Union mit den Trojanern euphemistisch nennt, wird dereinst – wenn daraus das Volk der Römer entstanden ist – von niemandem auf der Welt an Frömmigkeit (*pietate*) übertroffen werden.

### **Wie ist der einseitige „Einigungsvertrag“ zugunsten der einheimischen Latiner in der Aeneis zu erklären?**

Man sollte sich fragen, wieso es Vergil so leicht fällt, die trojanischen Sieger nach dem Beschluss der beiden obersten Gottheiten fast „restlos“ in den Latinern aufgehen (um nicht zu sagen: untergehen) zu lassen, so dass als Ergebnis der Vereinigung der zugewanderten trojanischen Flüchtlinge mit den einheimischen Latinern faktisch weitgehend ein weiterhin lateinisches Latium vorausgesagt wird.

Die Antwort ist einfach: Weil Vergil als *propheta retroversus*<sup>20</sup> hier die wirklich eingetretene geschichtliche Entwicklung „prophezeien“ lässt. Grundsätzlich gehen die vorvergilischen römischen Historiker, angefangen bereits mit FABIVS PICTOR und fortgesetzt von weiteren ebenfalls noch auf Griechisch publizierenden Historikern und dann seit CATO CENSORIVS mit seinen *Origines*, dem ersten Werk der lateinischen Historiographie in Prosa (älter noch sind allerdings die historischen Epen des NAEVIVS und des ENNIIVS), und übernommen von den römischen „Annalisten“, davon aus, dass die Landung von Trojanern unter Aeneas in Latium und seine Konflikte mit den dort vorgefundenen Einheimischen im Prinzip historisch und Teil der römischen Urgeschichte noch vor der Gründung Roms sind, mögen auch die Einzelheiten unterschiedlich dargestellt werden. (Moderne Historiker werden umgekehrt diese trojanische Immigration im Prinzip für unhistorisch halten.) Auf diesem Hintergrund ist auch für Vergil das

Thema „Aeneas und seine Trojaner in Latium“ keine nur mythische und schon gar nicht eine von ihm selbst erfundene fiktive Geschichte, sondern im Prinzip historische Tatsache.

Wenn nun aber Vergil sich zwischen ca. 30 und 19 v. Chr. vergegenwärtigte, welche realen, noch derzeit fassbaren Spuren denn die Trojaner in der römischen Kultur hinterlassen hätten, dann konnte er nur wenige finden. Das war zum einen die Existenz von *familiae Troianae*, also römischen Familien, die ihren Stammbaum auf die in römischer Frühzeit eingewanderten Trojaner zurückführten. Vergils älterer Zeitgenosse VARRO (116-27 v.Chr.) hat eine eigene Schrift über diese *familiae Troianae* verfasst (die nur SERV. Aen. 5,704 erwähnt). Das war zum anderen, und wichtiger noch, die Existenz von Kulturen in Rom oder in Latium, die als trojanisch galten, in erster Linie der Kult der Penaten in Lavinium, der lateinischen Stadt, die von Aeneas gegründet worden und die zusammen mit dem von Aeneas' Sohn Ascanius gegründeten Alba Longa eine Vorgängerstadt Roms war. Dann gab es noch das „Troja-Spiel“, ein pseudo-militärisches Reiterspiel von Jugendlichen, das laut Suet. Iul. 39,2 CAESAR und dann AUGUSTUS (Suet. Aug. 43,2)<sup>21</sup>; veranstalteten und das Augustus als *priscus mos* bezeichnete – und zwar noch bevor Vergil in der Aeneis (5,545-603, mit ausdrücklichem Vorverweis auf die von Aeneas und Ascanius begründete und bis „heute“ beibehaltene Tradition in Aen. 5,596-603) dafür sozusagen den Beleg lieferte. Das war, soweit ich sehe, das ganze noch als solches erkennbare trojanische Erbe. Mehr nicht.

Als *propheta retroversus* lässt Vergil in der Aeneis (vieles von dem) voraussagen, was sich in der römischen Geschichte tatsächlich ereignet hat. Dass gerade diese faktische historische Entwicklung eingetreten ist, schreibt er dem *Fatum* (bzw. den *Fata*) zu, das noch über den (egoistischen oder parteiischen) Intentionen einzelner Götter steht. Entmythologisiert, also nüchtern betrachtet ist das *Fatum* die realiter geschehene Geschichte. Vergil betrachtet sie als „vom Schicksal“ gewollt und zielgerichtet, „teleologisch“ ausgerichtet auf Augustus und das Imperium Romanum.

Diese grundsätzliche historische Konzeption Vergils zeigt sich auch in der Zukunft, die Jupiter gegenüber Juno den nach Latium geflüchteten Trojanern in der Aeneis „voraussagt“: Vergil lässt Jupiter verkünden, dass die Trojaner trotz ihres Sieges auf dem Kampfplatz faktisch in den Latinern aufgehen, sozusagen wörtlich inkorporiert werden. Das ist eben das, was sich wirklich (sofern man die trojanische Einwanderung überhaupt als historische Tatsache annimmt) im Laufe der mehr als 1000 Jahre zwischen jener Landung der Aeneaden in Latium und der Gegenwart Vergils ereignet hat. Die einseitige Bevorzugung der einheimischen Latiner zuungunsten der zuwandernden Trojaner in diesem „Einigungsvertrag“ wird also dadurch *political correct*, weil sie durch die geschichtliche Entwicklung Roms bestätigt ist. Der göttliche Einigungsvertrag im 12. Jh. v. Chr. nimmt das Fast-Verschwinden einer (geglaubten oder behaupteten) trojanischen Komponente der *origo Romae*, des *Romanam condere gentem*, vorweg. Darum kann, ja muss Vergil das trojanische Erbe bei seinem Ausblick auf das künftige Verhältnis zwischen Trojanern und Latinern nach dem Sieg des Aeneas minimieren.

### **Ist der „Einigungsvertrag“ in der Aeneis für die Gegenwart vorbildlich?**

Ich habe von vornherein angekündigt, dass ich es dem Leser überlasse, die Anwendbarkeit der „göttlichen“/vergilischen fünf Kriterien bei der Integration von Flüchtlingen in einer neuen Heimat auf die Situation in Deutschland seit dem Herbst 2015 zu überdenken. Es wird sicher manchen geben, dem es lieb wäre, wenn die angesprochenen Problemkreise – Sprache, kulturelle Standards, Staatsname, ethnische Homogenität, Religion – auch in Deutschland durchgehend im Sinne der Aeneis durch autoritativen Entscheid einseitig zugunsten der „Einheimischen“ im Aufnahmeland entschieden würde.

Aber es gibt eine moderne Parallele, bei der eine Analogiebildung zum „Einigungsvertrag“ der Aeneis, der auf eine Ein-Staaten-Lösung hinausläuft, als bloße Utopie erscheint.

Damit komme ich zurück auf Überlegungen MICHAEL FONTAINES in seinem Blog von 2015, die um die heutige Situation der Juden im Nahen

Osten kreisen. Fontaine sieht Analogien zur Aeneis nicht nur in der Konzeption des „Gelobten Landes“, sondern reflektiert auch eine mögliche Übertragbarkeit des Einigungsvertrages für Trojaner und Latiner auf die gegenwärtige Lage in Israel/Palästina.

Wenn man die von Göttern vorausgesagte und somit verordnete Integration der Trojaner in Latium mit ihrer Ein-Staaten-Lösung auf die Situation im 21. Jahrhundert im Nahen Osten übertragen würde, dann würde eine Ordnungsmacht (z. B. die USA oder die UN) folgende Grundsätze dekretieren (ich übersetze frei die Analogiebildung Fontaines):

„Das Volk der Palästinenser wird die heimische Sprache und Kultur behalten. Auch der Name „Palästina“ bleibt. Mischehen werden das restliche israelische Blut ausdünnen. Wir (die Ordnungsmacht) werden zusätzlich Riten und Bräuche einführen (also religiöse und kulturelle Regelungen treffen). Wir sichern zu, dass das Kollektiv (aus Juden und Arabern) „Araber“ heißt. Aus dieser Verbindung (des jüdischen mit palästinensischem Blut) wird eine neue Nation hervorgehen, die alle Menschen und Götter an rechtschaffener Pflichterfüllung (*righteous devotion*) übertrifft.“

Fontaine vermutet für diese Phantasie: *“This solution would horrify the majority of Jews, Israelis, Arabs and Palestinians that prefer two states. Perhaps it horrifies you too.”*

Aber dies ist eben die Lösung, die *mutatis mutandis* am Ende der Aeneis (in 12,834-839) für die Zukunft der Trojaner in Latium verkündet wird. Ist sie eine Zumutung oder eine Utopie?

### **Literaturhinweise**

Der vorliegende Aufsatz ist, natürlich, eine aktualisierende Betrachtung. Sie soll zum Nachdenken anregen. Auf nähere Nachweise und Stellenangaben für die Belege in der Aeneis habe ich absichtlich weitgehend verzichtet. Manche wird man stattdessen in den von mir herausgegebenen und überwiegend auch verfassten fünf Beiheften zur Münchener Vergil-Ausstellung 1998 „Vergil visuell“ finden (die noch immer bei mir beziehbar sind). Unter den vielen Vergiliana, die ich verfasst habe und für die mir am 15.10.2015, am Geburtstag Vergils, der *Premio internazionale VERGILIUS* für 2014-15 von der *Accademia nazio-*



*nale Virgiliana* in Mantua verliehen worden ist, halte ich diese Beihefte für meine vielseitigste und anregendste Arbeit. Einschlägig sind darin für das Thema „Flüchtling“, bezogen auf das Ende von Aen. II und den *pius Aeneas*, vor allem meine auf Bilder gestützte Betrachtungen in Beiheft 2, 1998, S.19-25. Einen ähnlichen aktualisierenden Ansatz wie jetzt (2016) habe ich 1992 in meinem Vortrag beim ersten Kongress des DAV nach der Wiedervereinigung in Berlin verfolgt, publiziert als „Der Aeneas Vergils – Mann zwischen Vergangenheit und Zukunft“, Gymnasium 100, 1993, 419-447. Einiges thematisch Einschlägiges wird man auch in meiner Monographie „Vergils Aeneis. Epos zwischen Geschichte und Gegenwart“, Stuttgart 1999, dort bes. S. 181-199, finden.

#### Anmerkungen:

- 1) Curt Cheauré hat seinem Aufsatz in AU 39/2, 1996, 4-11 den etwas zu engen Titel „Flucht aus der brennenden Stadt“ gegeben.
- 2) Ich schreibe diese Seiten im Januar - April 2016 in Deutschland. Ein Jahr zuvor hätte ich sie kaum geschrieben und wenn doch, hätte sich kaum jemand in Deutschland dafür interessiert. Vergil hat die Aeneis zwischen dem Beginn der Alleinherrschaft des Augustus im Imperium Romanum (31 v. Chr.) und seinem eigenen Tod (19 v. Chr.) verfasst, vermutlich in Neapel. Dass er damals einen aktuellen Anlass gehabt hätte, die Flüchtlingsproblematik zu behandeln, sehe ich nicht.
- 3) Der Trojanische Krieg, den man in der Antike allgemein als reales historisches Geschehen auffasste, soll sich nach verbreiteter antiker Chronologie im 12. Jh. v. Chr. zugetragen haben.
- 4) Nach der Landung im Zielland ändern die verbliebenen Schiffe überraschend (um nicht wiederum zu sagen: wundersam) ihren Aggregatzustand: Aus hölzernen starren Bohlen werden die elastischen Leiber von Nymphen. Wie auch immer: Sie verschwinden, bis auf ein einmaliges Wieder-Auftauchen.
- 5) Zu erreichen über [www.medium.com/eidolon/aeneas-in-palestine](http://www.medium.com/eidolon/aeneas-in-palestine). Vgl. zuvor schon (M. Fontaine unbekannt) Rainer Bohn, Untersuchungen über das Motiv des ‚Gelobten Landes‘ in Vergils Aeneis und im Alten Testament, Diss. Freiburg 1965, xxix + 210 S.
- 6) Ich verfasse diesen Aufsatz natürlich vor dem Hintergrund der aktuellen Flüchtlingswelle aus dem Nahen Osten, aus Afghanistan und aus Afrika, die seit dem Spätsommer 2015 so stark angeschwollen ist, dass im Jahr 2015 etwa eine Million Flüchtlinge allein nach Deutschland gekommen ist. Wenn man Medien mit Kurzzeitgedächtnis glauben wollte, wäre das die größte Flüchtlingswelle aller Zeiten, die Deutschland je erreicht habe. Das ist abwegig. Im Winter 1944/45 sind mehrere Millionen Deutscher vor der siegreich vordringenden Sowjetarmee geflohen, allerdings nicht in ein fremdes Land, sondern aus dem Osten des „Deutschen Reichs“ in den Westen. Es gab in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs und in den ersten der Nachkriegszeit gleich drei Wellen von Flüchtlingen in das westliche oder restliche Deutschland: die Ausgebombten, die Flüchtlinge aus den „reichsdeutschen“ Ostgebieten und die ausgewiesenen Deutschen, die bisher als Minderheiten in den Staaten im Osten und Südosten Europas, besonders in der Tschechoslowakei und Polen, gelebt hatten. Man schätzt die Gesamtzahl dieser deutschen Flüchtlinge unterschiedlicher regionaler Herkunft auf 12-14 Millionen. Untergebracht wurden sie im Rest-Deutschland nur durch Zwangseinquartierung vor allem in Privatwohnungen aufgrund der schon im 2. Weltkrieg und dann auch weiterhin unter den alliierten Militärregierungen in den besetzten Zonen Deutschlands geltenden Wohnungszwangsbewirtschaftung. Ich lebte damals als 11jähriges Kind im „Westen“ in der britischen Zone und habe solche Zwangseinweisungen in meinem unzerstörten Elternhaus persönlich erlebt. „Flüchtlinge“ sind mir seitdem durchaus ein Begriff, der Realität besitzt. Die Integration dieser deutschen Flüchtlinge nach Deutschland hat damals ähnliche Probleme mit sich gebracht, wie die (literarisch-fiktive) Fluchtbewegung der Trojaner unter Aeneas' Führung („Aeneaden“) nach Latium. Die unterschiedliche historische Situation hat allerdings auch zu unterschiedlichen Entwicklungen geführt.
- 7) Die Trojaner hatten das Glück, ein leeres Land vorzufinden, das zudem auch der autoritativen Bedingung zu entsprechen schien, die alte Heimat (*antiqua mater*) zu sein, in der Tat bei ihrer Landung auf Kreta (Aen. 3,121-123). Aeneas hat hier bereits eine Stadt gegründet, wird aber durch irdische Seuchen und überirdische Erscheinungen aufgeklärt, dass hier nicht seines Bleibens ist.
- 8) Angeregt worden bin ich zu diesem Seitenblick durch ein Interview des angesehenen Althistorikers Prof. Dr. Alexander Demandt in der FAZ vom 22.01.2016 (auf das mich Freunde aufmerksam gemacht haben). Demandt war von der Zeitschrift der Konrad-Adenauer-Stiftung „Die politische Meinung“ eingeladen worden, einen Text zum Ende des alten Rom im Zuge der Völkerwan-

rung zu verfassen. Sein Text wurde aber abgelehnt, da er in der aktuellen politischen Situation (in Deutschland) missinterpretiert werden könne. Demandt hatte in dem Beitrag (der von der FAZ jetzt ungekürzt publiziert wurde) die Problematik des Untergangs Roms im Zusammenhang mit der Invasion germanischer Völker in das Imperium Romanum sachlich analysiert (übrigens ohne z. B. den ostgotischen Anspruch auf ein Drittel Italiens zu erwähnen), ohne direkt auf die heutige parallele (?) oder andersartige (?) Situation der EU zu verweisen. Aber in dem Interview mit der FAZ wurde er deutlicher. Seine Antwort auf die Frage „Was würden Sie der Bundeskanzlerin als Historiker heute raten?“ beginnt mit dem Satz. „Wir müssen den Zustrom begrenzen.“ Ich halte die von mir traktierte Frage der Integration der Trojaner in Italien im Spiegel eines literarischen Werkes für nicht geeignet, der Bundeskanzlerin einen Rat zu geben.

- 9) Der Verhandlungsführer hätte auch darauf hinweisen können, dass die gelandeten Flüchtlinge vorwiegend aus jungen wehrfähigen Männern bestehen, denn fast alle Frauen und von der langwährenden Fahrt erschöpften älteren Männer sind auf einer der früheren Zwischenstationen (in Sizilien bei Segesta, nördlich von Lampedusa) zurückgelassen worden. Aber dieses militärische Potential erwähnt der Sprecher weder deutlich als Empfehlung der Aufnahme (Verstärkung für die Einheimischen) noch als latente Drohung (die Flüchtlinge könnten sich das, was sie unter Berufung auf das Menschen- Naturrecht beanspruchen, auch mit Waffengewalt ertrotzen).
- 10) Bei den Flüchtlingen war Apoll die Autorität, bei ihm Faunus, sein göttlicher Vater.
- 11) Die Hochzeit eines Königs mit einer anderen Fürstin kann auch als Auftakt zu Massenhochzeiten und damit zur Verschmelzung beider Völker des Paares führen, so für Makedonen und Perser infolge von Alexanders Hochzeit 324 v. Chr. mit zwei persischen Prinzessinnen zu Susa.
- 12) Das ist natürlich ein *Vaticinium ex eventu*, wahr geworden in Gestalt des Imperium Romanum.
- 13) Römische Geschichtsschreiber des 2./1. Jh.s wussten sogar anzugeben, wieviel Morgen Landes den Trojanern in Latium assigniert worden seien. Allerdings schwankt die Zahl in der Überlieferung (und in der Auffassung der Philologen. Nach Cato Censorius (Serv. Aen. 11,316 = Cato, Origines Frg. 8 P.) hat König Latinus den Trojanern 2.700 Morgen zwischen ihrem Camp am Tiber und seiner Hauptstadt „Laurentum“ eingeräumt. Ob das relativ viel oder (wie mir scheint) wenig

ist, hängt von der unbekanntem Zahl (für die ich an anderer Stelle aber Schätzungen anstellen möchte) der in Latium gelandeten Aeneaden ab.

- 14) Das hatte auch Aeneas selbst zum sinnlosen Widerstand gegen die Eroberung Trojas getan: Aen. 2,314 *arma amens capio; nec sat rationis in armis*.
- 15) Das scheint konkret zu bedeuten: so lange König Latinus lebt, wird Aeneas nicht selbst die Herrschaft im Königreich Latium übernehmen. Dieses Versprechen des Aeneas in Aen. 12,190f. ist allerdings problematisch. Jupiter verkündet in seiner Prophezeiung in Aen. 1,265 (*tertia dum Latio regnantem sc. Aenean viderit aestas*), dass Aeneas nach seinem Sieg (nur mehr) drei Jahre in Latium herrschen wird; von seinem Verhältnis zu König Latinus ist dort nicht die Rede. Aus der Aeneis geht nicht hervor, wann Latinus stirbt. (In vorvergilischen Varianten der Aeneas-Sage, so in Catos *Origines* 9-10 P, fällt Latinus noch während der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Italikern und den Trojanern.) Somit wäre es theoretisch möglich, dass Latinus Aeneas überlebt und dieser nie wirklicher Herrscher in Latium wird. Immerhin werden seine beiden Söhne, der in Troja von Creusa geborene Julius/Ascanius (so wiederum die Jupiter-Prophezeiung in Aen. 1,267-271) und dann der in Lavinium von Lavinia geborene Silvius Aeneas (so verkündet in der Heldenschau Aen. 6,760-765), die Reihe der latinischen und dann „albanischen“ Könige fortsetzen.
- 16) Ich führe sie in der Reihenfolge an, in der sie in der Jupiter-Rede von Aen. 12,834-837 erscheinen: 1. Sprache (*sermo patrius, uno ore*), 2. Sitten (*mores*), 3. Name (*nomen*), 4. Gene (*commixti corpore, sanguine*), 5. Religion und Kultus (*ritus sacrorum*).
- 17) Worin denn die originale und beizubehaltende *vestis Latina* bestand, wird nicht klar. Das später für die Römer charakteristische Kleidungsstück, die Toga, hatte aber schon Jupiter in seiner Prophezeiung angekündigt: Aen. 1,282 *Romanos, rerum dominos gentemque togatam* (und Augustus hat diesen Aeneis-Vers laut Suet. Aug. 40,5 in zensorischer Absicht zitiert, als er bei einer Volksversammlung Teilnehmer nicht in der Toga, sondern in der *pulla* erblickte).
- 18) Die *Rutuli* darf man zu den latinischen Völkern rechnen, auch wenn sie in Aen. 7,369f. als vom Latiner-König Latinus unabhängig bezeichnet werden. Dort ist nämlich die tendenziöse Sprecherin die Königin Amata, die so (und aufgrund seiner griechischen Vorfahren) ihrem Favoriten für die

Hand ihrer Tochter Lavinia, dem Rutuler-Fürsten Turnus, die durch ein Orakel vorgeschriebene Qualifikation eines *externus* zuschreiben will.

- 19) Gestützt auf einen Aufsatz von Maurizio Bettini von 2006 vertritt Christine Schmitz, Der Orientalismuskurs als Intertext in Vergils Aeneis, in: Manuel Baumbach / Wolfgang Polleichtner (Hgg.): Innovation aus Tradition. Literaturwissenschaftliche Perspektiven der Vergilforschung, Trier 2013 (BAC 93), 97-137, bes. 105f., die eigenartige Position, dass der Autor „Vergil konsequent [!] zwischen einer reinen [!]] trojanischen Abkunft der Römer und den Latinern als einem Mischvolk differenziere.“ Ich dagegen halte an meiner bereits 1999 in meiner Vergil-Monographie (S. 181-199, bes. 193ff.), zur „Unterdrückung des Trojanischen Erbes“ entwickelten Konzeption fest, dass das Machtwort Jupiters im Finale der Aeneis anders zu deuten ist. Außerdem kann ich nicht nachvollziehen, wie die „reine Blutlinie“ – um einen Ausdruck eines berühmten modernen Thrillers

für die Nachkommen Jesu mit Maria Magdalena zu gebrauchen – des trojanischen Aeneas-Sohnes Julus über 300 Jahre durchgehalten worden sein soll. Romulus war bekanntlich ein Sohn des Mars mit einer Rhea Silvia, die sich vom latinischen Sohn Silvius des Aeneas mit Lavinia herleitete. (Vergil vertritt nicht die ältere Überlieferung, Romulus sei ein Enkel des Aeneas gewesen).

- 20) Als „Prophet aus der Rückschau“ ist Vergil treffend von E. Lefèvre, Vergil – poeta retroversus, Gymnasium 91, 1983, 17-40, im Hinblick auf die in der Aeneis enthaltenen drei großen Ausblicke auf die Zukunft Roms bis hin zu Augustus bezeichnet worden.
- 21) Nach Suet. Tib. 6,4 wirkte damals im J. 29 v. Chr., beim Triumph des Augustus, sein 43 v. Chr. geborener Stiefsohn Tiberius, der nachmalige Kaiser, als Führer der älteren Knaben mit.

WERNER SUERBAUM, München

## „Meine Ferien im Latein gehören zu den schönsten, die ich je genossen habe“

Zum dreißigsten Todesjahr des schwäbischen Martial Josef Eberle (1901-1986)

### 1. *Stygiae nocti non tamen omnis ero ...*

An einen außergewöhnlichen Menschen und einen ungewöhnlichen Lebenslauf gilt es anlässlich des dreißigsten Todesjahres von JOSEF EBERLE zu erinnern. In seinem Hauptberuf bis 1971 Herausgeber der Stuttgarter Zeitung, betätigte er sich in seiner Freizeit als Dichter lateinischer *carmina*, die ihm 1962 den Ehrentitel des *poeta laureatus* der Universität Tübingen eintrugen. Möge dieser Beitrag mit dazu verhelfen, ihm neue Leser zu verschaffen und sein lateinisches **Epitaphium** wahr werden zu lassen:

*Hic ego qui iaceo, cineres et pulvis humusque,  
at Stygiae nocti non tamen omnis ero,  
dum leget hoc aliquis, dum nomen in ore sonabit:  
sta, peregrine, legens, cede memorque mei.<sup>1</sup>*

### 2. Josef Eberle – ein außergewöhnliches Leben

Josef Eberle wurde 1901 in der schwäbischen Kleinstadt Rottenburg am Neckar geboren. Die Mutter Josefs entstammte einer gutsituierten Goldschmiedefamilie, der Vater, Spross einer Familie von Schuhmachern, schlug selbst eine Laufbahn als Versicherungsbeamter ein. Er starb zwei Monate vor der Geburt seines Sohnes. Josef besuchte das Progymnasium im Stadtteil Ehingen, das aus der alten Lateinschule hervorgegangen war. Rückblickend schrieb Eberle über das ihn besonders an der Schulzeit faszinierende: „Dort hob uns Präzeptor H., ein stiller, vertrauens-erweckender, ebenfalls spitzbärtiger Herr ohne jeden schulmeisterlichen Tick mit sanfter Hand auf die unterste Stufe der langen und steilen Treppe, die zum Capitol hinaufführt, von wo aus Jupiter Latein zur Weltsprache erhoben hat.“<sup>2</sup> Während

manche seiner Freunde nach der Schulzeit auf die Universität Tübingen wechseln konnten, reichten die Mittel der alleinerziehenden Mutter nicht dazu aus. Sie starb, als Josef sechzehn Jahre alt war. Eberle absolvierte von 1917-1920 eine Buchhändlerlehre in Tübingen, ging 1920 in die renommierte Buchhandlung seines Veters in das Berlin der *roaring twenties* und verfasste erste Gedichte auf Schwäbisch, die er an den damals bekannten schwäbischen Mundartdichter AUGUST LÄMMLER (1876-1962) schickte – der schrieb ihm zurück: „Begnügen Sie sich nicht mit einem Ungefähr, feilen Sie an Ihren Gedichten so lange, bis Sie selber das Gefühl haben: jetzt ist es gut.“ Lämmle hatte empfohlen, was KALLIMACHOS und seine römischen Adepten, die Neoteriker, gepredigt hatten: das Prinzip der *lima*, des sorgfältigen Feilens an der Dichtung – hier wurden die Grundlagen auch für die Eigenart der späteren lateinischen Dichtung Josef Eberles gelegt. Nach Intermezzi als Buchhandlungsgehilfe in Karlsruhe, Stuttgart und Baden-Baden hielt sich Eberle ab 1926 in Leipzig auf, von wo aus er unter dem Pseudonym Tyll (Eugenspiegel) in der Heilbronner Sonntagszeitung politisch-satirische Gedichte verfasste. 1927 wurde Eberle zum Leiter der Vortragsabteilung im Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart, wo er die Redemanuskripte zu prüfen hatte. 1929 heiratete er gegen den Widerstand seiner Familie die Jüdin ELSE LEMBERGER, eine Ehe, die kinderlos, politisch aber nicht folgenlos bleiben sollte. 1932 lehnte er als verantwortlicher Redakteur einen Radiovortrag ADOLF HITLERS ab, mit folgendem Wortlaut: „Sehr geehrter Herr Adolf Hitler! Wir bedauern, von Ihrem Angebot, im Süddeutschen Rundfunk einen Vortrag zu halten, keinen Gebrauch machen zu können. Mit vorzüglicher Hochachtung – SDR, Vortragsabteilung, Josef Eberle.“ Ein Jahr später wird Eberle und einigen jüdischen Mitarbeitern des SDR gekündigt. Die offizielle Begründung in seinem Entlassungszeugnis vom 30. Juni 1933 lautet „politische Betriebsumstellung“ – und es kommt noch schlimmer: Eberle wird im Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am Kalten Markt für zwei Monate in sog. „Schutzhäft“ genommen. Nach seiner Entlassung steht er mit 32 Jahren vor dem beruflichen Nichts und zieht mit seiner jüdischen Frau von Sommer 1933 bis 1936 in

deren Heimatdorf Rexingen, wo er sich unter dem Pseudonym Sebastian Blau eine Existenz als freier Schriftsteller aufzubauen versuchte, bis er 1936 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen wurde, was faktisch einem Berufsverbot gleichkam. Noch im gleichen Jahr fand er eine neue Anstellung: Von 1936 an bis zu seiner Schließung 1941 wurde Eberle Mitarbeiter des amerikanischen Konsulats in Stuttgart. Die Zeit bis zum Kriegsende ist ein dauerndes Versteckspiel Eberles und seiner jüdischen Frau, die, in einer sog. „privilegierten Mischehe“ lebend, noch im Januar 1945 die Aufforderung zu einem Arbeitseinsatz bekam, dem sie sich glücklicherweise entziehen konnte. Wie sich später herausstellen sollte, war dieser Einsatz eine getarnte Deportation in das Konzentrationslager Theresienstadt. Nach Kriegsende wird Eberle als sog. ‚Unbelasteter‘ Mitarbeiter bei Radio Stuttgart, dem Sender der amerikanischen Militärregierung. 1945 kommt der gewaltige Karrieresprung: Mit Dr. KARL ACKERMANN und Konsul a. D. HENRY BERNHARD wird Eberle Mitherausgeber der Stuttgarter Zeitung. Analog zu den Wirtschaftswunderjahren der jungen BRD beginnt auch Eberles Karriere zu florieren: In den Nachkriegsjahren erscheinen seine für die Schublade geschriebenen Mundartbücher unter dem Pseudonym Sebastian Blau und haben riesigen Erfolg, ab Mitte der 50er Jahre war Eberle alleiniger geschäftsführender Herausgeber der Stuttgarter Zeitung. Ab 1954 schrieb Eberle unter dem Pseudonym Josephus Appellus<sup>4</sup> lateinische Verse. Als Herausgeber hatte er eine Anthologie neulateinischer Gedichte von 50 Zeitgenossen mit dem programmatischen Titel *Viva Camena* herausgegeben und selbst lateinische Gedichtsammlungen verfasst, mit Titeln wie *Horae*, *Rhythmi Latini* (1954), *Imagines* (1955), *Laudes* (1959), *Amores* (1961), und die Epigramm-Sammlungen *Cave Canem* (1962) und *Sal Niger* (1964). Mit dem Tübinger Philologischen Seminar, u. a. WOLFGANG SCHADEWALDT und HILDEBRECHT HOMMEL, stand Eberle in regem Kontakt. 1962 verlieh man ihm dort wegen seiner Verdienste um die neulateinische Dichtung unter Wiederaufnahme einer altherwürdigen Tradition den Titel des *poeta laureatus*. Bereits 1955 hatte er die Ehrendoktorwürde der Uni Tübingen erhalten,



wurde zum Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt ernannt und erhielt 1959 das Große Bundesverdienstkreuz. 1961 verlieh ihm die Landesregierung den Professorentitel, im gleichen Jahr wurde er Ehrenbürger seiner Stadt und zugleich ernannte ihn die Uni Tübingen zum Ehrenszenator. Eberle war auf dem Zenit seines Ansehens. Die Hamburger Wochenzeitung „Zeit“ nannte ihn den gebildetsten Journalisten Deutschlands. Eberle hatte viel geleistet: Neben seiner literarischen Produktion und seinem Geschäft als Herausgeber einer großen Zeitung betätigte er sich als großzügiger Mäzen: So kaufte er das Archiv des Cotta-Verlages, des Verlages von GOETHE und SCHILLER, auf und schenkte es dem Schiller-Museum in Marbach. Damit bewahrte er die Handschriften der Weimarer Klassiker und andere Tausende literarische Zeugnisse dieser Zeit vor dem drohenden Ausverkauf in alle Welt. Der Bundespräsident und Freund Eberles, THEODOR HEUSS, dankte Eberle in einem Brief vom 4.9.1952: „Wir haben ja in einem früheren Zeitpunkt einmal von diesem in der Heimat noch lagernden geistigen Schatz gesprochen und von der Sorge, dass er, wenn auch vielleicht nur in Teilen, in die Welt hinauswandern könnte. Ich finde es eine wunderschöne Sache und möchte das Ihnen aussprechen dürfen, dass Eure Entschlusskraft diesen einzigartigen Schatz ... dem Schiller-Museum in Marbach (...) zur Verfügung gestellt hat. (...) Ihr habt Euch durch diesen Entschluss ‚um das Vaterland verdient gemacht.‘ Mit dankbarem Gruss Ihr Theodor Heuss.“<sup>65</sup>

1971 scheidet Eberle als Herausgeber der Stuttgarter Zeitung aus. Der ehemalige Chefredakteur von 1972 bis 1982, OSKAR FEHRENBACH, beschreibt die Leistungen des Herausgebers Eberle: „Sein vielleicht größtes Verdienst: Er war und blieb ein Zuchtmeister der an lateinischer Klarheit geschulten und geschliffenen deutschen Sprache. Wehe, wenn einer einen falschen Konjunktiv produzierte, hohle Phrasen drosch oder trockenes Bürokratendeutsch von sich gab. Dann konnte sich die Galle der Verachtung über den armen Sünder ergießen. Der Zorn des explosiven Temperamentsbündels vermochte sich bis zur Kündigungsdrohung zu steigern. Womöglich lag es an seiner Herkunft aus der Bischofsstadt, dass

er keine Skrupel besaß, selbst läßliche Sprachsünden als Todsünden zu deklarieren.“<sup>66</sup>

Insgesamt bescheinigt Fehrenbach Eberle einen mild-autoritären Führungsstil: „Sein Führungsstil als Vorsitzender der Redaktionskonferenz war entsprechend autoritär, aber doch eher von der milden Sorte, nicht selten außerordentlich anregend und stets vom Ehrgeiz bestimmt, das Niveau des Blattes so weit wie möglich zu steigern.“<sup>67</sup> Mit zunehmenden Jahren aber, so Fehrenbach, sei der „Professor, wie er nun genannt werden wollte, dem redaktionellen Alltag zusehends entrückt“ und habe begonnen, „nur noch in höheren Sphären zu schweben.“<sup>68</sup>

Als Ruheständler pendelt Eberle zwischen seinem Haus auf dem Stuttgarter Frauenkopf und seinem Feriendomizil im schweizerischen Pontresina, das den schönen Namen „Chiesa Camena“ trägt – Musenhaus, ganz nach Art antiker römischer Aristokraten, die in ihren Landvillen einer eskapistischen *otium*-Welt huldigten.

Eberle schrieb in dieser Zeit wieder Mundartgedichte und veröffentlichte unter den Pseudonymen Peter Squentz bzw. chinesischer Philosoph Wang barockisierende Gedichte und spöttische Texte. 1986 starb er wenige Tage nach seinem 85. Geburtstag. Hinterlassen hatte er schon vorher seine Antikensammlung dem Archäologischen Institut der Universität Tübingen, und als großzügiger Mäzen hat er den Bau des Rottenburger Römischen Stadtmuseums ermöglicht. Eberle wurde am 25. September 1986 auf dem Rottenburger Sülchen-Friedhof beigesetzt. Sein Grab trägt eine von ihm selbst verfasste Doppelschrift auf Lateinisch und Deutsch:

*Hoc iacet in tumulo vates; cui fata recusant  
carminibus meritum nomen ad astra volans.  
Ingenio vir non caruit neque amore Camenae,  
tempore sed rumpent vatis utramque lyram:  
Desinet audiri mox integra Sueba loquela,  
et quis cras Latii voce peritus erit?*

„Unter dem Hügel hier ruht ein Poet, dem das Schicksal verweigert, | daß er am Himmel als Stern leuchte nach seinem Verdienst. | Weder gebrach's ihm an Geist, noch zeigte die Muse sich spröde, | nein, es zerbrach ihm brutal seine zwei Leiern die Zeit: | Bald wird der lautere Klang des lebendigen Schwäbisch verstummen | und schon morgen vielleicht keiner mehr Latein verstehen.“<sup>69</sup>

Diese Grabinschrift ist durch ihr Bekenntnis zur antiken Sprache über das Leben hinaus die angemessene *imago vitae* eines Mannes, der sich zeitlebens für das Fortleben des Lateinischen als Dichter, Publizist und Mäzen stark gemacht hatte. Sie kündigt von keinem geringen Selbstbewusstsein: Eberle bezeichnet sich als *vates*, dem trotz seines Genies (*ingenium*) der Katasterismos versagt geblieben ist, auch wenn es ihm an äußeren Ehrungen nicht gebrach. Vielleicht können diese *ultima verba* Josef Eberles in ihrer changierenden Tonalität zwischen Stolz und Melancholie als Spiegel der Ambivalenz seines Lebens aufgefasst werden, das in der ersten Hälfte (1901 bis 1945) mit dem frühen Tod der Eltern, dem Berufsverbot und den Pressionen der NS-Zeit unter einem Unstern stand, in der zweiten Hälfte (1945-1986) einen kometenhaften Aufstieg nahm.

### 3. Josef Eberle – ein schwäbischer Martial

Bei aller Unvergleichlichkeit der Zeitläufte lassen sich doch einige Strukturparallelen zwischen dem Schwaben und dem antiken Spanier feststellen: Eberle wie Martial stammen aus kleinen Provinznestern: Der eine aus Rottenburg, der andere aus dem spanischen Bilbilis. Beide machen ihre Karriere in der Großstadt: Martial in Rom, Eberle in der Schwabenmetropole Stuttgart, die zu seiner Zeit immerhin 380.000 Einwohner zählte. Gleichwohl schätzten es beide, der Großstadt bisweilen entfliehen zu können: Eberle hatte ein Ferienhaus in der Schweiz, Martial ein Gütchen außerhalb Roms.

Beiden eigen war die Vorliebe für spöttisch-satirische Zuspitzung, und beide waren lokale Berühmtheiten. Martial spricht von seiner Beliebtheit in Rom: *me manus omnis habet*; Eberle war als Sebastian Blau zum populären Volksschriftsteller in seiner Heimat geworden. Und überdies ließen beide die Verbindung zur alten Heimat nicht abreißen: Martial ging in hohem Alter nach Bilbilis zurück, ohne dort allerdings glücklich zu werden, Eberle hielt stets Kontakt zu seiner Heimatstadt Rottenburg: Immer wieder kam der Ehrenbürger der Stadt zu Lesungen zurück.<sup>10</sup> Vor allem aber nahm sich Eberle zunehmend Martial zum dichterischen Vorbild.<sup>11</sup>

### 4. Zur Genese von Eberles lateinischem Dichten

Was sein lateinisches Dichten anging, hatte Eberle Mitte der 50er Jahre mit lateinischen *Rhythmi* nach Art der mittelalterlichen Vagantenlyrik begonnen, was bei traditionellen klassischen Philologen nicht immer auf Gegenliebe stieß. In seinem Essayband „Lateinische Nächte“ von 1966 gab Eberle in einem Beitrag mit dem Titel „Wider die Verächter des Mittellateins“ die Kritik eines sizilianischen Gelehrten an seinen *rhythmi* wieder: „Nur wenig bekannt waren mir die rhythmischen Gedichte, an denen ein paar Leute, wie ich sehe, Freude haben. Bei uns Italienern gefällt die Sache keinem. (...) Ich selbst kann mit diesen Versen nichts anfangen, ich halte sie sogar für Beweise einer gewissen neuen Barbarei. Nicht nur, weil sie keine Rücksicht auf die Quantitäten der Silben nehmen, sondern auch, weil sie neue Wörter einführen, die Bedeutung der Wörter ändern, die Grammatik verletzen, und weil immer wieder solche geschrieben werden, die zum Lachen reizen. Mit solchen Gedichten fördert man die Latinität nicht. (...) Wenn ich aber sehe, dass gebildete Männer gesetzten Alters an diesen lächerlichen Späßen Gefallen finden, dann fühle ich mich von Zorn gepackt. Sowas mochten besoffene Vagantenburschen des Mittelalters (*ebrii pueri vagantes medii aevi*) machen ...“<sup>12</sup>

Dem zum Trotz verfasst Eberle in diesem Essay eine fulminante Apologie auf den Reim, der unter Verweis auf die Autorität des großen Philologen EDUARD NORDEN gerechtfertigt wird: „Eduard Norden nennt den Reim ‚eine durchaus originale Schöpfung der antiken Völker‘ und in der Form des *homoioteleuton* – ‚das hervorragendste Charakteristikum der antiken Kunstprosa‘. Und an anderer Stelle seines Werkes über die antike Kunstprosa bemerkt der Gelehrte: ‚Wer also den Reim ... aus der rhetorischen Prosa ableitet, unternimmt nichts anderes als die Wiederherstellung einer Tradition, die ungezählte Jahre Bestand gehabt hatte.“<sup>13</sup> Eberle schließt sein Plädoyer für das Mittellatein: „... viele aufgeschlossene Männer der Schule und des praktischen Lebens haben mir meinen Eindruck bestätigt, dass nämlich die Jugend einen viel leichteren und rascheren Zugang zum Latein findet, wenn es ihr als lebendige Sprache mit lebendigen Inhalten aus unserer Welt entgegentritt denn als rein historisches Relikt. Nicht, als ob jemand

daran dächte, das klassische Latein und die Alten als Schullektüre anzutasten, sie sind und bleiben das Rückgrat aller humanistischen Bildung. Damit aber das Latein nicht zu einem Sanskrit des Westens erstarre, sollte das Mittellatein und seine Literatur (...) als Traditionsträger im Lehrplan auch zu ihrem Recht kommen.<sup>14</sup>

Heute gibt es Lehrstühle für mittelalterliche lateinische Philologie, und die Lehrpläne vieler Bundesländer sehen wie selbstverständlich auch die Behandlung mittelalterlicher Literatur vor – 1966 zählte Eberle mit solcherlei Ansinnen zu einer kleinen Avantgarde.

Vor allem aber schätzte Eberle OVID, wie sein bekanntes Epigramm zeigt, das MICHAEL VON ALBRECHT und ERNST ZINN dem Sammelband der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft zu Ovid von 1968 als Motto vorangestellt haben:

### *Salve Ovidi*

*Odi et amo tecum, lascive miserque Catulle,  
admiror Flaccum Vergiliumque colo.  
Martialem repeto, salsas quod tot dedit horas,  
te sed, Paelignae gloria gentis, amo.*

„Ich hasse und liebe mit dir, ausgelassener, armer Catull, | bewundere Horaz, verehere Vergil. | Martial nehme stets ich zur Hand, weil er mir so viele Stunden des Witzes geschenkt. | Dich aber, Stolz des Pälignervolkes, liebe ich.“

Das Gedicht ist ein *Who's who* der lateinischen Literatur: CATULL, HORAZ, VERGIL, MARTIAL und als krönender Abschluss OVID. Sofort erkennt man in Eberle den genauen Leser der lateinischen Literatur, der in wenigen Pinselstrichen die Eigenheit der jeweiligen Dichter einfängt: Catull wird mit seinem berühmten c. 85 zitiert und als neckisch (*lascivus*) und unglücklich (*miser*) charakterisiert, und so wird ökonomisch auf seine Spottepigramme und seine Lesbiagedichte zugleich angespielt. Im zweiten Vers verneigt sich Eberle in Bewunderung und Verehrung vor den monumentalen Augusteern, den Martial nimmt er wegen seines ätzenden Witzes (*sal*) öfters zur Hand, seinen Ovid aber liebt er insbrünstig. Ihm hat er in dem schon genannten Essayband ‚Lateinische Nächte‘ einen Beitrag gewidmet, der manchem wie ein Oxymoron vorkommen mag: „Ovid als

Moralist.“<sup>15</sup> Eberle stellt Ovid darin in eine Reihe mit Moralisten wie MONTAIGNE, LICHTENBERG, GOETHE, SCHOPENHAUER, NIETZSCHE und KARL KRAUS. Und er begründet dies folgendermaßen: „Ovid hat freilich weder Essays noch Aphorismen geschrieben, aber sein dichterisches Werk ist mit aphoristisch gefassten Betrachtungen über Menschliches und Allzumenschliches und mit Leitsätzen zur Lebensweisheit so reich durchgesetzt, dass sich mit ihnen, löste man sie aus ihrem Zusammenhang, mit Leichtigkeit ein Bändchen füllen ließe. (...) Ohne systematisch zu suchen, nur so beim Schmöckern habe ich über andert-halb-hundert solcher Sentenzen gefunden. Dabei hat sich mir von neuem bestätigt, dass Ovid ein Vorläufer des 18. Jahrhunderts, ein Mensch des Rokoko gewesen ist, freilich des römischen. Wie sich seine Menschen- und Lebensschau in diesen Sprüchen manifestiert, ähnelt verblüffend dem hinter verspielten, eleganten Salonformen verborgenen kritischen und bei allem Fortschrittsglauben im Grunde skeptischen Geist des Jahrhunderts der Aufklärung.“<sup>16</sup>

Dass Eberle ein geradezu fanatischer Leser lateinischer Literatur war, zeigt beredt folgendes Zitat: „Als mich letzten Herbst ein Bekannter fragte, wo ich die Ferien verbracht hätte, antwortete ich: im Latein ... meine Ferien im Latein gehören zu den schönsten, die ich je genossen habe.“<sup>17</sup>

Vor dem Hintergrund seiner ausgedehnten Lektüre und intimen Kenntnis der *Latinitas* betrieb er sein Hobby lateinischen Dichtens auf professionellem Niveau.

Anfang der 60er Jahre hatte sich Eberle in seinem lateinischen Schaffen deutlich von der Dichtung nach mittelalterlicher Manier ab- und Martial zugewandt. Zwei Epigrammsammlungen erscheinen: *Cave canem* (1962)<sup>18</sup> und *Sal Niger* (1964). Beide Bändchen zeigen Eberle auf der Höhe seiner Kunst.

## 5. Die Epigrammsammlung *Sal Niger* von 1964

### 5.1 Der Titel *Sal Niger*

Der Titel *Sal Niger* ist als programmatische Aussage zu verstehen. *Sal niger* bzw. *sal popularis* ist in seiner konkreten Bedeutung zunächst grobes, ungereinigtes Meersalz – ein erschwingliches Gewürz für den römischen Massenkonsum. In



übertragener Bedeutung taucht der Begriff *sal niger* in Horazens Brief an Florus auf. HORAZ verweigert sich in diesem Brief dem Wunsch des Florus nach neuen Gedichten mit der Begründung, nach Philippi habe er aus Not gedichtet, jetzt sei er versorgt, und außerdem habe ihm das Alter die Poesie genommen:

*denique non omnes eadem mirantur amantque:  
carmine tu gaudes, hic delectatur iambis,  
ille Bioneis sermonibus et sale nigro.  
tres mihi convivae prope dissentire videntur  
poscentes vario multum diversa palato:  
quid dem? quid non dem? renuis quod tu,  
iubet alter;  
quod petis, id sane est invisum acidumque  
duobus.*<sup>19</sup>

„Schließlich bewundern und schätzen nicht alle Leser dieselben Gattungen: du erfreust dich am Gedicht, ein anderer ergötzt sich an Jamben, und jener an den Diatriben des Bion und der Bembel Humor. Drei Gäste scheinen mir beinahe diametral entgegengesetzte Meinungen zu haben, wenn sie ganz unterschiedliche Speisen für einen je verschiedenen Gaumen verlangen. Was soll ich auftischen? Was nicht? Was du ablehnst, heißt der andere auftragen. Was du begehrst, das gilt den anderen beiden als ekelhaft und essigsauer.“

In der Form der Speisemetapher<sup>20</sup> werden die unterschiedlichen literarischen Geschmäcker vorgeführt – für Horaz in diesem Brief ein weiteres Argument dafür, mit dem Dichten aufzuhören. Jeder Leser wolle etwas anderes hören: Während der eine Horazens Oden (*carmina*) bevorzuge, erfreut sich ein anderer an seinen Epoden (*iambi*), und der Dritte an seinen Satiren nach Machart der kynischen Diatribe eines BION VON BORYSTHENES (*Bionei sermones*). Diese werden mit *sal niger* umschrieben – eine Metapher für den wenig zimperlichen, schwarzgallig-derben Witz der Satirendichtung, den Eberle programmatisch als Titel für seine Epigramm-Sammlung wählt.

Die zweite programmatische Aussage findet sich zu Beginn des Büchleins, wo Martials Epigramm 9, 83 als Motto abgedruckt und mit einer Übersetzung versehen ist:

*Lector et auditor nostros probat, Aule, libellos,  
Sed quidam exactos esse poeta negat:  
Non nimium curo, nam cenae fercula nostrae  
Malim convivis quam placuisse coquis.*

„Anklang finden zwar meine Gedichte bei Lesern und Hörern, leider seien sie nicht, mäkelte ein Dichter, gefeilt. Wenig geb ich darauf: die Gerichte, die ich serviere, wollen schmecken dem Gast, Köche bekümmern mich nicht.“

Wieder findet sich die Speisemetapher: Die Gänge eines Menüs (*cenae fercula*) entsprechen den Gedichten, die den Lesern als willkommenen Gästen (*convivis*) und nicht den Köchen (*coquis*), also den Dichtern als professionellen Produzenten von Poesie schmecken sollen. Eberle verwahrt sich also vorab gegen mögliche Kritik anderer neulateinischer Dichter. Denn er will wie Martial *sal niger* als *sal popularis* verstanden wissen, als die Form von Humor, der für den Lesekonsum einer breiten Masse gedacht ist. Freilich war sich Eberle der Tatsache bewusst, dass viele seiner Leser ihr Schullatein erst auffrischen mussten, um ihn zu verstehen; in der lateinischen *Praefatio* seines Bändchens *Laudes* von 1959 ruft er dem Leser zu: *I nunc, candide lector, affer lexicon et contritam tuam grammaticam, atque vale!* – „Geh nun, verehrter Leser, bring dein Lexikon und die abgewetzte Schulgrammatik mit, und leb wohl!“

## 5.2 Zur Genese des Büchleins

Eberle hatte in der Literaturbeilage der Stuttgarter Zeitung in der Osterausgabe von 1963 zehn lateinische selbstverfasste Epigramme abdrucken lassen. Die positive Resonanz darauf veranlasste ihn, dies weitere neun Mal in diesem Jahr zu wiederholen. So waren am Ende des Jahres 100 Epigramme entstanden, und ein Büchlein konnte zusammengestellt werden – eine weitere Parallele zu Martial: Der Starepigrammatiker der Antike hatte durchschnittlich pro Jahr einen *libellus* mit ca. 100 Epigrammen publiziert und so in insgesamt 15 Büchern 1557 Epigramme versammelt. Deutlich lehnte sich Eberle an diese Gepflogenheit an. Nicht zuletzt trat er auch mit ERICH KÄSTNERS Epigrammsammlung „99 Epigramme: Kurz und Bündig“ aus dem Jahre 1950 in scherzhafte Konkurrenz: Mit 100 Texten hatte er die Anzahl

der Texte seines Vorgängers um ein Epigramm übertroffen.<sup>21</sup>

Eine weitere Parallele zu Martial ist die Tatsache der jährweisen Erscheinung: Auch die Sammlung *Sal Niger* ist die Frucht eines Jahres. Für Martials Schaffen sind sog. Zyklen oder Gedichtreihen bekannt, also Texte, die sowohl innerhalb eines Buches als auch über Buchgrenzen hinweg sich durch thematische oder metrische Gestaltung als zusammengehörig erweisen.<sup>22</sup>

Ebensolche thematische Zyklen finden sich auch in Eberles Sammlung, die folgendermaßen rubriziert werden können: Zeit- und Gesellschaftskritik, Politikerschelte, Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, Spott auf Berufsgruppen, Vatikan- und Papstkritik, Poetologisches, Dichterschelte, Geschichts- und Kulturpessimismus, Altersreflexion, Tod und Endlichkeit.

## 6. Einige thematisch geordnete Kostproben aus Eberles Epigrammbuch *Sal Niger*

### 6.1 Zeit - und Gesellschaftskritik

#### *Propria Dei Terra*

*Optima sunt, pulcherrima sunt et maxima sunt  
ibi cuncta,  
maximus est etiam carcer in orbe Sing-Sing.*

*Quam bene, quam caute res instituit deus omnes:*

*Ecce favente suum cuique manu tribuit.*

**Gods Own Country:** Drüben, versteht sich, ist alles am besten, am schönsten und weitaus am größten, | auch das Gefängnis Sing-Sing gilt als das größte der Welt. | O wie weise, so gütig der Himmel alles geordnet, | gibt er doch jeglichem das, was er am nötigsten braucht.

Zum ersten Vers merkt Eberle selbst in einer Fußnote an, dass er der Größe des Landes geschuldet einen Vers mit sieben Füßen verfasst habe.<sup>23</sup> Gelehrt und witzig zugleich gebraucht Eberle das Stilmittel des Hypermetron, das VERGIL virtuos einsetzt, wenn er im dritten Buch der *Äneis* in der Überlänge des Verses die Übergröße des Zyklopen Polyphem auf stilistischer Ebene nachahmt: *Monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademptum* (3, 658)

Scheint der erste Vers zunächst ein Loblied auf Amerika zu sein, entlarvt der folgende Pentameter die Superlative als Ironiesignale: So großartig

kann es um das Land nicht bestellt sein, wenn es auch das größte Gefängnis sein eigen nennen muss. Die Sing Sing Strafvollzugsanstalt (offiziell *Sing Sing Correctional Facility*) ist 50km von New York entfernt und auch heute noch in Betrieb. Im Schlussdistichon heißt es, Gott, auf den sich Amerika so gern beruft (*Gods own country*), habe seine Providenz walten lassen, indem er jedem das ihm Gebührende zuteile: Amerika wohl wegen seiner hohen Kriminalitätsrate das größte Gefängnis der Welt. Solche amerikakritischen Töne sind 1964, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges mit der Schweinebuchtkrise in Kuba und der ideologischen Verfestigung der Blöcke in Ost und West gewiss eher die Ausnahme denn die Regel. Eberle ist als hellsichtiger historischer Beobachter seiner Zeit voraus: Erst die 68er Jahre rückten die Schattenseiten der Großmacht USA ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit.<sup>24</sup>

#### *Itinera*

*Quaenam pars tuta est ab iter facientibus orbis?*

*Non tamen in terris, aere sive mari*

*Totius est mundi locus, illi qua fugitivi  
elabi poterunt se vacuumque sui.*

**Reisen:** Wo denn ist heutzutage die Welt vor Reisenden sicher? | Aber weder zu Land, noch auf dem Meer, in der Luft, | bietet die Erde den Ort, der den Ruhelosen erlaubte, | einmal, ach, zu entfliehn ihrem so müßigen Selbst.

Der Text wendet sich gegen das seit der Wirtschaftswunderzeit der 1950er Jahre blühende Phänomen des Massentourismus, der keinen Ort der Erde verschont. Eberle zeigt die Sinnlosigkeit der Flucht aus dem Alltag auf: Sich selbst, der eigenen Langeweile und Sinnleere entkommt man durch Reisen nicht. Es ist dies ein Thema, das aus der römischen Popularphilosophie wohlbekannt war, wenn man an die entsprechenden Texte bzw. *Dicta* eines Horaz (*caelum, non animum mutant, qui trans mare fugiunt*<sup>25</sup>) oder Seneca (*Quaeris quare te fuga ista non adiuvet? tecum fugis*<sup>26</sup>) denkt; das Thema misslingender Selbstflucht durch Reisen lag überhaupt in der Luft, wie ein Parallelbeispiel aus der zeitgenössischen deutschen Literatur zu zeigen vermag:

### Gottfried Benn: Reisen (1950)

Meinen Sie Zürich zum Beispiel  
sei eine tiefere Stadt,  
wo man Wunder und Weihen  
immer als Inhalt hat?  
Meinen Sie, aus Habana,  
weiß und hibiskusrot,  
bräuche ein ewiges Manna  
für Ihre Wüstennot?  
Bahnhofstraßen und Rueen,  
Boulevards, Lidos, Laan-  
selbst auf den Fifth Avenueen  
fällt Sie die Leere an.  
Ach, vergeblich ist das Fahren.  
Spät erfahren Sie sich:  
Bleiben und Stille bewahren  
das sich umgrenzende Ich.<sup>27</sup>

### 6.2 Politikerschelte

#### *Variatio Epigrammatis M. Valerii Martialis*

*Res dum sunt, ut sunt, non deerunt et Iuvenales  
Martialemque sibi Bonna vel illa dabit.*

**Variation eines Epigramms des Martial:** Bleibt es bei uns, wie es ist, wird's stets Iuvenale auch geben, | sowas wie dich, Martial, liefert am Ende noch Bonn.

Wie bereits die Überschrift verrät, ist Eberles Distichon die Umformung eines Martial-Epigramms:

Martial 8,55, 5f.

*Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones,  
Vergilium tibi vel tua rura dabunt.*

„Wenn es spendable Leute vom Schlag eines Maecenas gäbe, Flaccus, wird es auch an Dichtern wie Vergil nicht fehlen, und auch dein Landgut wird dir einen Vergil ermöglichen.“

In seinem Epigramm spielt Eberle auf die politischen Verhältnisse in Bonn an, auf die das IUVENAL-Zitat *difficile est satiram non scribere* anzuwenden sein dürfte. Der Bonner Betrieb wird es noch schaffen, sich auch einen Spötter wie Martial heranzuziehen.

Worauf Eberle konkret anspielte, ist nicht sicher festzustellen – am ehesten ist an die Spiegel-Affäre von 1962 zu denken. Das Politmagazin hatte die Wirksamkeit des Konzepts der konven-

tionellen Verteidigung gegen die Panzerverbände des Warschauer Pakts in Frage gestellt. Wegen angeblichen Landesverrats – die Anzeige hatte ein Staatsrechtler und Oberst der Reserve namens FRIEDRICH AUGUST FREIHERR VON DER HEYDTE erstattet – wurden die Redaktionsräume des Spiegels durchsucht und Haftbefehle u. a. gegen den Herausgeber RUDOLF AUGSTEIN ausgestellt. Die ganze Affäre weitete sich zu einer veritablen Regierungskrise aus, in deren Verlauf zunehmend der damalige Verteidigungsminister FRANZ JOSEF STRAUß in Verdacht geriet, an der Aktion gegen den Spiegel beteiligt gewesen zu sein. 1965 wurde vom Bundesgerichtshof das Verfahren gegen Augstein und den Spiegel offiziell eingestellt. Den Zeitungsherausgeber Eberle dürfte das Schicksal seines Herausgeberkollegen aus Hamburg nicht kalt gelassen haben – möglicherweise dachte er bei der Abfassung seines Textes an eben diese Bonner Affäre.

Ein weiteres Epigramm beschäftigt sich mit dem Stil des Umgangs von Politikern untereinander.

#### *Testimonium*

*Si maledicit turpiter iste politicus illi*

*Illeque reddit idem – dignus uterque fide.*

„Schimpft ein Politiker böse auf den andern, und zahlt mit der gleichen Münze der Andre zurück – glaub ihnen beiden: es stimmt.“

Die junge Bonner Republik war wenig zimperlich in der parlamentarischen Auseinandersetzung. Verbaliniurien gegen Politiker anderer Parteien gehörten zum Sitzungsalltag. Besonders hervorgehoben haben sich in dieser Hinsicht der CSU-Politiker FRANZ JOSEF STRAUß und der SPD-Politiker HERBERT WEHNER, der es auf 77 Ordnungsrufe brachte. Zwei kleine Kostproben aus dieser Zeit seien hergesetzt, um den historischen Kontext von Eberles Epigramm nachvollziehen zu können. So schleuderte der junge Strauß im Jahre 1951 dem KPD-Fraktionschef HEINZ RENNER ein „Schnauze, Iwan!“ entgegen, und Herbert Wehner beleidigte den CDU-Abgeordneten GEORG KLIESING in einer Debatte am 4.05.1956 mit den Worten: „Sie geistiges Eintopfgericht!“<sup>28</sup>



### 6.3 Geschichts- und Kulturpessimismus

#### Quaestio

*Cur habet angustos hominis sapientia fines,  
stultitiae vis cur fine modoque caret?*

„Während der menschlichen Weisheit gar enge Grenzen gesetzt sind, | kennt weder Maß noch Ziel menschliche Dummheit – warum?“

Das dem Menschen als angeblichem Vernunftwesen hohnsprechende Auseinanderklaffen zwischen potentieller Denkfähigkeit und realer Kollektivdummheit hat schon viele Denker beschäftigt. In diesem Sinn kann die personifizierte *Stultitia* in ERASMUS VON ROTTERDAMS Satire *Encomion moriae* die gesamte Menschheit als Eingeweihte, als Mysterien des Dummheitskults ansprechen: *Quare valete, plaudite, vivite, bibite, Moriae celeberrimi Mystae.*<sup>29</sup> ALBERT EINSTEIN würde ihr beipflichten: „Zwei Dinge sind unendlich, das Universum und die menschliche Dummheit, aber bei dem Universum bin ich mir noch nicht ganz sicher.“

Eberle selbst hatte unter dem Pseudonym Tyll bereits am 2. Mai 1926 eine *Ode an die Dummheit* veröffentlicht:

#### *Ode an die Dummheit*

*Laß mich um deinen Sockel Kränze winden  
Aus Immortellen und aus Immergrün!  
Nie wird die Allmacht deines Thrones schwinden,  
und deiner Hand das Zepter zu entwinden,  
ist heißes, doch vergebliches Bemühn.*

*Du blinzelst nicht wie Themis durch die Binde,  
du unterscheidest weder Links noch Rechts,  
dem Millionärs- und dem Proletenkinde  
legst in die Windeln du dein Angebinde  
ohn' Ansehen der Person und des Geschlechts.*

(...)

*Noch nie gelang's, sich deiner zu erwehren,  
dein Schild ist gegen Hieb und Stoß gefeit.  
Und könnte diese Welt dich denn entbehren?  
O laß mich drum in Andacht dich verehren,  
denn dein ist Reich und Macht und Herrlichkeit!*<sup>30</sup>

#### Vaticinium

*Quam sumus arguti, docti, ratione potentes!  
Quod tamen ad mores, lex viget aspra cavi.*

*Illa dies veniet, qua flebilis occidet orbis  
ingenio nimio, deficiente fide.*

**Prophezeiung:** Ei, wie sind wir gescheit, verstandesmächtig und wissend, | doch, was Gesittung betrifft, gilt noch das Höhlengesetz. | Einst wird kommen der Tag, da sie untergeht, unsere Erde, | weil sie Gescheitheit zu viel, Anstand zu wenig besitzt.

Das Epigramm hebt an mit der Bewunderung menschlichen Scharfsinns, Gelehrtheit und Rationalität, konterkariert diese Eigenschaften im Folgevers aber mit der moralischen Verderbtheit der Menschen, die sich entgegen der verbreiteten Fortschrittsgläubigkeit noch immer auf Steinzeitniveau bewegt. Das Schlusdistichon erklärt in seiner futurischen Ausrichtung den Titel des Gedichtes, eine Prophezeiung: die Welt wird am Übermaß ihres technokratischen Wissens im Verbund mit Mangel an moralischer Verantwortung zugrundegehen. Diese Denkfigur ist nicht neu. Bereits ARTHUR SCHOPENHAUER befand: „Die Barberei kommt wieder, trotz Eisenbahnen, elektrischen Drähten und Luftballons.“<sup>31</sup> Der von Eberle geschätzte Erich Kästner fasste den Sachverhalt in folgende berühmte Verse:

#### Erich Kästner:

##### **Die Entwicklung der Menschheit (1932)**

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,  
behaart und mit böser Visage.  
Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt,  
und die Welt asphaltiert und aufgestockt  
bis zur dreißigsten Etage.  
Da saßen sie nun, den Flöhen entflohn  
in zentralgeheizten Räumen.  
Da sitzen sie nun am Telefon,  
und es herrscht noch genau der selbe Ton  
so wie seinerzeit auf den Bäumen.  
Sie hören weit, sie sehen fern,  
sie sind mit dem Weltall in Fühlung.  
Sie putzen die Zähne, sie atmen modern,  
die Erde ist ein gebildeter Stern  
mit sehr viel Wasserspülung.  
Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr,  
sie jagen und züchten Mikroben,  
sie versehn die Natur mit allem Komfort  
sie fliegen steil in den Himmel empor

und bleiben zwei Wochen oben.  
 Was ihre Verdauung übrigläßt  
 das verarbeiten sie zu Watte.  
 Sie spalten Atome, sie heilen Inzest.  
 Sie stellen durch Stiluntersuchungen fest,  
 daß Cäsar Plattfüße hatte.  
 So haben sie mit dem Kopf und dem Mund  
 den Fortschritt der Menschheit geschaffen.  
 Doch davon mal abgesehen und  
 bei Lichte betrachtet  
 sind sie im Grund  
 noch immer die alten Affen.<sup>32</sup>

### **Beluarum domitor**

*Progrediente feras domuit vir tempore cunctas –  
 Ecce minister ei taurus et ipse lupus.  
 Vertenti tiges homini placidos in amicos  
 Indomitus mansit maximus hostis: homo.*

**Der Dompteur:** Alles Getier hat der Mensch im Laufe der Zeiten gebändigt, | selbst der Stier und der Wolf stehn ihm als Helfer zur Seit'. | Tiger sogar vermochte der Mensch sich zu Freunden zu machen; | nicht zu bezähmender Feind bleibt ihm nur einer: der Mensch.

Diese düstere Anthropologie ist in der Weltliteratur gut abgestützt. Sie setzt ein mit PLAUTUS Kennzeichnung des Menschen als Wolf,<sup>33</sup> die THOMAS HOBBS in der prägnanten Formel *homo homini lupus* im Widmungsbrief seiner Schrift „Leviathan“ aufgreifen wird. Diese Erkenntnislinie lässt sich mühelos weiterführen über ARTHUR SCHOPENHAUERS Dictum, das der Idee des Hegelschen Weltgeistes Hohn spricht, wenn er dekretiert: „Andrerseits könnte man die Geschichte auch ansehen, als eine Fortsetzung der Zoologie.“<sup>34</sup> OSWALD SPENGLER bezeichnet in seiner Schrift „Der Mensch und die Technik“ den Menschen explizit als Raubtier: „Nur der feierliche Ernst idealistischer Philosophen und anderer Theologen besaß nicht den Mut zu dem, was man im stillen recht gut wusste.“

### **6.4 Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus**

Eberle hatte seine persönlichen Erfahrungen mit der NS-Herrschaft gemacht: Berufsverbot, Einweisung in ein Konzentrationslager, Versteckspiel

mit seiner jüdischen Frau. Immer wieder setzte er sich auch in anderen lateinischen *carmina* kritisch mit dieser unheilvollen Epoche auseinander.

### **ANNO MCMXXXIII**

*Quis meretrix maior: molles quae venditat artus,  
 aut qui plebiculae vendidit ingenium?*

**Im Jahr des „Heil“:** Wer ist die größere Hur': wer seine molligen Glieder verschachert, | oder wer Geist und Talent bar ans Gesindel verkauft?

Der Epigrammtitel spielt auf das Jahr der Machtergreifung durch HITLER an; dieser Text richtet sich gegen die Geisteseliten (*ingenium!*), die gemeinsame Sache mit dem Nazi-Regime gemacht haben – als Sympathisanten und Nutznießer des Systems. Man könnte, um nur ein prominentes Beispiel zu nennen, an den Schauspieler GUSTAF GRÜNDGENS denken, dessen Opportunismus und sagenhaften Aufstieg zum Generalintendanten des Preußischen Staatstheaters KLAUS MANN in seinem Roman „Mephisto“ von 1936 ein Denkmal gesetzt hat. Der verächtliche Vergleich solch wetterwendischen Verhaltens mit Prostitution ist ein Indikator für die Wut Eberles: Mit anderen Intellektuellen wusste er, wie schwer sich das Nachkriegsdeutschland mit seiner Vergangenheit tat, wie sehr man auf Verdrängung und Vergessen aus war – diese weitverbreitete bundesrepublikanische Tendenz war in dem berühmten Buch von ALEXANDER und MARGARETE MITSCHERLICH „Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens“ von 1967 deutlich beschrieben worden:

„Zu den Mitteln der Schuldleugnung gehört die seither häufig vertretene Auffassung, das Hereinbrechen einer Diktatur sei ein Naturereignis, das sich getrennt von Einzelschicksalen vorbereite und gleichsam über sie hinweggehe.“<sup>35</sup>

Gegen diese Haltung richtet sich das zweite, hierher gehörende Epigramm Eberles:

### **Post calamitatem**

*Attribuunt uni sceleroso crimina cuncta  
 (tempore sit nullo nomen in ore meo!),  
 Si miseros audis, affirmant se violatos:  
 virgo, si gravida est, se voluisse negat.*

**Nach der Katastrophe:** Alle Verbrechen schieben sie einem Verbrecher allein in die Schuhe | (zu

keiner Zeit will ich diesen Namen in meinem Munde führen!) | Wenn du die Bemitleidenswertesten hörst, bekräftigen sie, sie seien brutal vergewaltigt worden: | Eine Jungfrau, wenn sie schwanger ist, sagt auch, sie habe es nicht gewollt.

Der Titel zeigt, wie viele Deutsche das Dritte Reich im Nachhinein als Naturkatastrophe aufgefasst wissen wollen, exakt wie Mitscherlich es in seiner Analyse beschreiben sollte. Die persönliche Abscheu Eberles wird deutlich im zweiten Vers, in dem nach Art einer *damnatio memoriae* ein Tabu über den Namen Hitlers gelegt wird. Im Folgedistichon wird das Volk mit einer jungen Frau verglichen, die sich nach freiwilligem Vollzug des Sexualakts beim Bekanntwerden gravierender Folgen als unschuldig Opfer inszeniert – hier Symbol für die angeblich ohne eigene Schuld verführte Masse des deutschen Volkes.

Zwei Jahre vor diesem Text hatte ERNST JANDL ein Gedicht veröffentlicht, das am Beispiel der auf dem Wiener Heldenplatz den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich frenetisch bejubelnden Massen die orgiastisch-brünstige Konnotation dieses Ereignisses ins Visier nimmt:<sup>36</sup>

### Ernst Jandl

#### wien: heldenplatz (1962)

der ganze heldenplatz zirka  
versaggerte in maschenhaftem männchenmeere  
drunter auch frauen die ans maskelknie  
zu heften heftig sich versuchten, hoffensdick.  
und brüllzten wesentlich.

verwogener stirnscheitelunterschwang  
nach nöten nördlich, kechelte  
mit zu-nummernder aufs bluten feilzer stimme  
hinsensend sämmertliche eigenwäscher.

pirsch!  
döppelte der gottelbock von Sa-Atz zu Sa-Atz  
mit hünig sprenkem stimmstummel.  
balzerig wümelte es im männechensee  
und den weibern ward so pfingstig ums heil  
zumahn: wenn ein knie-ender sie hirschelte.<sup>37</sup>

## 6.5 Tod und Endlichkeit

Dieser Zyklus findet sich passend gegen Ende des Büchleins.

### *Navicula Vitae*

*Naviculam quocumque tuam, Palinure, gubernes,  
Semper ad occiduum sponte carina tenet.*

**Das Lebensschifflein:** Wohin auch immer du dein Schifflein, Palinurus, zu lenken versuchst, | immer hält von sich aus der Kiel Richtung untergehende Sonne.

Topisch ist das Motiv der *navigatio vitae*, des Vergleichs des Lebenslaufes mit einer Seereise, auf der es Klippen zu umschiffen und Stürme zu durchstehen gilt, aber auch schöne Zwischenaufenthalte auf Inseln stattfinden, um letztlich in den Hafen des Todes einzulaufen – Urbild für dieses europäisch-literarische Grundmotiv ist natürlich HOMERS Odyssee.<sup>38</sup> Auf einen nicht minder bedeutenden antiken Epiker, VERGIL, spielt Eberle in seinem Text an, wenn er Palinurus erwähnt, den sagenhaften Steuermann des Äneas, der Opfer des Gottes Morpheus wird, vom Schlaf überwältigt ins Meer stürzt und durch seinen Tod aitiologischer Namensgeber des Cap Palinuro wird – diese tragische Gestalt wird bei Eberle zum Jedermann: Wie immer auch man die Segel setzt, der Kurs des Lebensschiffes kennt nur eine Richtung: den Tod.

Unter diesen Texten findet sich auch ein Nachruf auf den ehemaligen Bundespräsidenten THEODOR HEUSS.

### *In memoriam Theodor Heuss*

*Vixit, sed vivet, populus dum vixerit ipse,  
inque suis factis, cordibus inque piis.*

**Theodor Heuss zum Gedächtnis:** Heuss hat gelebt; doch lebt er, solange noch ein Deutscher am Leben, | sei es im eigenen Werk, sei es im Herzen des Volks.

Das Epigramm ist insofern bemerkenswert, als es das einzige ist, das einen zeitgenössischen Politiker beim Namen nennt. 1963 war Theodor Heuss im Alter von fast 80 Jahren gestorben – Eberle stattete mit diesem Epigramm seinen letzten Gruß an den Weggefährten ab.

Heuss und Eberle waren befreundet. Beide waren Journalisten, beide hatten im Dritten



Reich Publikationsverbot erhalten. Heuss hatte 1945 als Lizenzträger der US-Militärregierung die Rhein-Neckar-Zeitung in Heilbronn gegründet, Eberle zeitgleich die Stuttgarter Zeitung. Ihre beruflichen Wege gingen auseinander, als Heuss von 1949-1958 deutscher Bundespräsident wurde, kreuzten sich aber immer wieder. So lobte der Bundespräsident Heuss Eberle als Förderer der Kultur im Raum Stuttgart, indem er ihn einen „Mäcen für schwäbische Dinge“ nannte.<sup>39</sup>

## 7. Eine Art Fazit:

### Das schwarze Moment des *Sal Niger*

Die Epigrammsammlung *Sal Niger* von 1964 kann gelesen werden einmal als Dokument einer produktiven Martial-Rezeption, zum anderen auch als historisches Zeitdokument und nicht zuletzt als biographisches Zeugnis. Zeitdokument ist das Büchlein insofern, als sich in den Texten Anspielungen auf typische Phänomene der frühen 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zeigen: Der Politikbetrieb in Bonn, die schwierige Aufarbeitung der Zeit des Dritten Reiches, einsetzender Massentourismus, Amerikanisierung usw. Als biographisches Dokument kann dieses Büchlein gelesen werden, weil sich in ihm Lebenserfahrung und alterstypische Reflexionen eines 63jährigen Mannes spiegeln, der mit zunehmender Distanz die Politik und Gesellschaft seiner Zeit beobachtet und in seinen epigrammatischen Stachelgedichten (*poematia aculeata*<sup>40</sup>) aufspießt. Im Auslauf seiner Berufskarriere stehend, leistete er sich zunehmend den Eskapismus des Geistesaristokraten in die geliebte Welt der Antike, die ihm zum Trost und zur Zuflucht vor den Zumutungen der Zeitgenossenschaft geworden war:

### *Solacium*

*In terras alii fugiant orasque remotas,  
effugio tempus tempora prisca petens,  
miris quae superant et amoenis visibus illud  
atque ubi non socios temporis invenio.*

„Mögen die Andern nach fernen Ländern und Küsten entweichen, | ich entfliehe dem Tag in die vergangene Zeit, | jenen an Wundern und Zauber gestalten weit überlegen, | wo von der Herde des Tags keiner die Wege mir kreuzt.“

### Anmerkungen:

- 1) Josef Eberle, *Sal niger*, Stuttgart 1964, S. 107.
- 2) Josef Eberle: *Poet und Publizist*, Stuttgart/ München 2001, S. 18.
- 3) ebd. S. 43.
- 4) Lateinischer Deminutiv von *aper* (Eberle), erfunden wahrscheinlich von Harry C. Schnur.
- 5) Josef Eberle: *Poet und Publizist*, Stuttgart/ München 2001, S. 133.
- 6) Ebd. S. 114.
- 7) Ebd. S. 116.
- 8) Ebd. S. 117.
- 9) Zitiert nach J. Eberle. *Poet und Publizist*, Stuttgart 2001, S. 91. In seinem Epigrammbüchlein *Sal niger* übrigens sah Eberle die angeblich tote Sprache Latein als unsterbliches Stehaufmännchen: *O quoties obitum linguae statuere Latinae! | Tot tamen exsequiis salva superstes erat.* Vgl. Stefan Kipf/Ann Catherine Liebsch, *Kleine Geschichte des Lateinunterrichts*, LGGB 2/2015, S. 39.
- 10) Ebd. S. 86. 1961 wurde Eberle zum Ehrenbürger seiner Heimatstadt ernannt.
- 11) Vgl. auch Josef Eberle: *Poet und Publizist*, Stuttgart/ München 2001, S. 101: „In besonderem Maße bestimmend wurde ihm bei seinen Studien und Versuchen sein lateinischer Lieblingsautor Martial, dessen epigrammatische Art ihm besonders lag.“
- 12) J. Eberle: *Lateinische Nächte*. Stuttgart 1966, S. 215.
- 13) Ebd. S. 221.
- 14) Ebd. S. 229.
- 15) Ebd. S. 94-105.
- 16) Ebd. S. 95f.
- 17) Zitiert aus „Josef Eberle. *Poet und Publizist*“, S. 153f.
- 18) Vgl. Michael Lobe: *Kastalische Koryphäen*. Josef Eberles Epigrammbüchlein *Cave Canem*, FC 1/2008, S. 12-24.
- 19) Horaz, *epistula ad Florum* II, 58-64.
- 20) Zur Speisemetapher vgl. E. R. Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1961, 3. Auflage, *Speisemetaphern*, S. 144: „Pindar rühmt von seiner Dichtung, sie bringe etwas zum Essen. Aischylos nannte seine Tragödien ‚Schnitten von den großen Gastmählern Homers‘ (nach Athenaios VIII 347e). Plautus und Cicero brauchen *epulae* metaphorisch. Das Wort *Sature* (*satura*) bedeutet ‚gemischte Schüssel‘.“
- 21) Vgl. „Josef Eberle. *Poet und Publizist*“, S. 156.
- 22) Verwiesen sei auf die Dissertation von Johannes Scherf mit dem Titel „*Untersuchungen zur Buch-*

- gestaltung Martials“, Leipzig 2001. Zu einem Beispiel für einen thematischen Zyklus vgl. Michael Lobe: *Martial im Jurassic Park*. (Fächerübergreifende Unterrichtseinheit in Latein und Biologie in der 9. Jahrgangsstufe) AU 43, 3/2000, 38-41.
- 23) *Magnitudini terrae illius versus septem pedibus deberi puto*.
  - 24) Übrigens ist das von Eberle angeschnittene Thema der Großgefängnisse in den heutigen USA brisanter denn je: Nicht weil die Kriminalitätsrate zugenommen hätte, sondern weil v. a. seit der Regierung von George Bush jr. das Gefängniswesen zunehmend privatisiert wird, d. h. in die Hände von Privatunternehmern gelangt, die für eine profitable Auslastung ihrer Anstalten sorgen – mit der Folge, dass der Druck auf die Justiz zugenommen hat, auch Bagatelldelikte mit Gefängnisstrafen zu belegen. Allein in Texas haben die privat geführten Gefängnisse zur Gouverneurszeit von George Bush jr. von 22 auf 42 zugenommen.
  - 25) Hor. ep. 1,11,27. Vgl. auch c. 2, 16, 19ff.: *Quid terras alio calentes | Sole mutamus? Patria quis exul | Se quoque fugit?*
  - 26) Seneca, ep. 28, 2.
  - 27) Gottfried Benn. *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe. Band I: Gedichte. Klett-Cotta, Stuttgart 1986, S. 307.
  - 28) Zwischenrufe gehören zur Geschichte des Bundestages, obwohl sie in der Geschäftsordnung nicht vorgesehen sind. Die Frankfurter Rundschau vom 1.7.1999 listet in alphabetischer Reihenfolge eine Auswahl von Kraftausdrücken auf, mit denen sich Volksvertreter aller Parteien seit 1949 im Bundestag traktiert haben: „Amokläufer, Anarchist, Armleuchter, Arschloch, Aufpeitscher, Banditentum, Bankrotteur, Bauernkiller, Beamtenkuh, Berufsdenunziant, Berufsrandalierer, Bierzeltredner, Bombenleger, Bruchpilot, Brüllorchester, Cheflügner, Dampfnudel, Depp, Dick, Doof, Donald Duck, Dösbaddel, Drecksau, Dreckschleuder, Dreckspritze, Dröhnbüdel, Eiertänzer, Ekel, Erpressungsminister, feiger Hund, Folterer, Frankenstein, Frauenheld, Friedhofsredner, Frühstücksverleumder, Galgenkandidat, Gangster, Gartenzwerg, Geldraffer, Generalschwätzer, Giftnudel, Giftspritze, Gnom, Graphomane, Großinquisitor, Gruselkomiker, Hampelmann, Harzer Roller, Hebammenkiller, Heiratsschwindler, Hilfsabgeordneter, Idiot, Irrer, Karnickel, Kläffer, Knallfrosch, Kopffäger, Lackschuh-Panther, Leichenfledderer, Lügenbold, Lüstling, Massenmörder, Micky Maus, Nadelstreifen-Rocker, Naziflegel, NS-Schulungsredner, Ochsenfrosch, Obertünnes, Parasit, Petersilien-Guru, Pistolero, Pöbelkönig, Putzlumpen, Radaubruder, Ratte, Rotzjunge, Sauhaufen, Schlange, Schleimer, Schreihals, Schwachkopf, Schwindelbude, Selbstbefriediger, Stinktief, Sumpflütle, Terrorist, Verbrecher, Verleumder, Verrückter, Wollüstling, Wrack, Wühlratte, Zuhälter.“
  - 29) Desiderii Erasmi Roterodami *Colloquia familiaria et Encomium moriae*, Tomus I, Lipsiae, 1828, S. 401.
  - 30) Abgedruckt in: Josef Eberle. *Poet und Publizist*, S. 28.
  - 31) Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena* II, Kapitel 21, § 256.
  - 32) Erich Kästner, *Gesang zwischen den Stühlen*, Zürich 1932.
  - 33) Plautus, *Asinaria* V. 495 *lupus est homo homini, non homo, quom qualis sit non novit*.
  - 34) Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena*, *Zur Metaphysik des Schönen und Ästhetik*, § 233.
  - 35) Alexander und Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, München, 16. Aufl., 2001, S. 28.
  - 36) Jörg Drews beschreibt den im Gedicht thematisierten Vorgang als „religiöse Verkündung, sexuelle Orgie, Eröffnung der Jagd auf Andersdenkende und mord- und selbstzerstörungswütige Zusammenrottung in einem“. Vgl. J. Drews, „Über ein Gedicht von Ernst Jandl“, in: *Manuskripte*, Heft 69/70, 1980.
  - 37) Ernst Jandl, *Laut und Luise*, Olten 1966, S. 46.
  - 38) Christoph Hönig: *Die Lebensfahrt auf dem Meer der Welt. Der Topos. Texte und Interpretationen*, Würzburg 2000.
  - 39) Vgl. „Josef Eberle. *Poet und Publizist*“, S. 80.
  - 40) Josef Eberle in der *Praefatio* von *Cave canem*, Zürich 1962, S. 8: *Nomen Graecum ‚epigramma‘ Germanice redere variis modis temptatum est, e.g. verbo ‚Sinngedicht‘ – tamquam si huic formae soli sensus inesset; scilicet non nego nonnulla carmina recentiora sensu prorsus carere. Aliae pusillae artis appellationes, ut ‚poematium aculeatum‘ et ‚versus spinosi‘, ad rem aptiores esse mihi videntur.*

MICHAEL LOBE, Bamberg

## Schülerzahlen im Fach Latein und Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik

Im Zeichen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen wie z. B. der Flüchtlingskrise und der Entwicklung eines inklusiven Bildungssystems erscheint altsprachliche Bildung als Wert an sich begründungsbedürftig. Das Unterrichtsfach Latein muss sich in wachsendem Maße kritischen Fragen v. a. nach seiner Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung stellen. Zudem muss sich das Fach im Wahlpflicht- und Wahlbereich innerhalb des vielerorts reichhaltigen Fremdsprachen- und Bildungsangebots behaupten, nicht zuletzt, weil Latein in der öffentlichen Wahrnehmung im Vergleich zu neuen Fremdsprachen wie etwa Spanisch als ‚viel schwerer‘ gilt.

Die unten abgedruckte Tabelle zeigt die Entwicklung der Schülerzahlen in ausgewählten zweiten und dritten Fremdsprachen innerhalb der letzten Jahre und ermöglicht Vergleiche.

Diese Zahlen lassen für den ausgewählten Zeitraum u.a. folgende Entwicklungen erkennen:

- Die Zahl der Schüler an allgemeinbildenden Schulen ist um 8,9 % gesunken, diese Zahl wird im Folgenden als Bezugsgröße bezeichnet;
- die Veränderung der Zahl der Französisch lernenden Schüler liegt knapp unter der Bezugsgröße; die Zahl der Französisch lernenden Schüler ist damit relativ gesehen marginal gesunken;
- die Veränderung der Zahl der Russisch lernenden Schüler liegt erkennbar über der Bezugsgröße; die Zahl der Russisch lernenden Schüler ist damit relativ gesehen gestiegen;

- die Veränderung der Zahl der Spanisch lernenden Schüler liegt erkennbar weit über der Bezugsgröße; die Zahl der Spanisch lernenden Schüler ist damit relativ gesehen stark gestiegen;
- die Veränderung der Zahl der Latein lernenden Schüler liegt erkennbar unter der Bezugsgröße; die Zahl der Latein lernenden Schüler ist damit relativ gesehen deutlich gesunken.

Die Veränderungen der Zahlen sind dabei erheblichen regionalen Schwankungen unterworfen.

Die Ursachen für die Veränderungen sind nicht immer schlüssig auszumachen, zudem scheinen oftmals mehrere Ursachen verflochten. Für die o. g. Entwicklung der Zahl der Latein lernenden Schüler werden aber von selektiv befragten Personen (Schüler, Eltern, Lehrer, Schulleiter) folgende Gründe häufiger angeführt als andere:

1. Der Unterricht ist kompetenzmäßig möglicherweise einseitig auf die fachbezogene Strategie der Rekodierung ausgerichtet;
2. die Rekodierung überfordert zumeist, v. a. bei der Originallektüre der Mittelstufe, die Schüler; die letztlich an den EPA orientierte, festgelegte Fachleistungsgewichtung lässt die Rekodierung in einer die weiteren Fachleistungen benachteiligenden Weise dominieren; insbesondere in der gymnasialen Oberstufe erschwert dies das Erreichen guter Noten;
3. hinzu kommt der Grund, dass Bildungsadministration und Fachdidaktik die kompe-

	SJ 07/08	SJ 08/09	SJ 09/10	SJ 10/11	SJ 11/12	SJ 12/13	SJ 13/14	SJ 14/15	Veränderung von 07/08 zu 14/15
Latein	825275	832891	822673	807839	772705	740302	709407	688625	- 16,6 %
Französisch	1697026	1700116	1694173	1649922	1632803	1599073	1556275	1535600	- 9,5 %
Spanisch	285480	320599	337294	362295	374664	384781	391552	404183	+ 41,6 %
Russisch	99991	99884	101377	104464	106620	108391	107132	108922	+ 8,9 %
Schüler allg. bild. Schule	9183811	9023572	8905800	8796894	8678196	8556879	8420111	8366666	- 8,9 %

Quelle: Destatis (Zugriff: 20.05.2016; die Zahlen für SJ 15/16 folgen voraussichtlich im Oktober 2016)



tenzmäßige Ausprägung eines Fachprofils Latein für die Absolventen anderer Schularten bzw. Bildungsgänge versäumt haben und nun aus der Not einer Schülerbehandlung, die Bildungsgerechtigkeit vermissen lässt, die (vermeintliche) Tugend einer gymnasialen Monokultur machen;

4. ferner verliert das Ziel des Latinumserwerbs an Bedeutung.

Aus dieser Schieflage heraus erwachsen *d i r e k t* die folgenden Entwicklungsperspektiven der lateinischen Fachdidaktik:

1. Für unterrichtliche und außerunterrichtliche Schülertätigkeit sind sowohl in der Lektüre- als auch besonders in der Spracherwerbsphase neben der Aufgabenstellung der Rekodierung andere Aufgabenformate zu entwickeln, die geeignet sind, ebenfalls als Dokumentationsformen von Textverstehen zu dienen. Damit kann auch der Gefahr einer einseitigen Kompetenzausrichtung begegnet werden;
2. neben der Fachleistung der Rekodierung muss auch die der Dekodierung angemessen berücksichtigt werden; eventuell muss hier auch das in den EPA festgelegte Fachleistungsverhältnis von Übersetzung zu Interpretation wie 1:1 (und erst recht das wie 2:1!) neu diskutiert werden;
3. die wesentlichen Planungsgrößen eines Fachprofils, bei dem auch die Absolventen anderer Schularten bzw. Bildungsgänge in bildungsgerechter Weise Gewinn aus dem Schulfach Latein ziehen können, sind aus den jahrzehntelangen Erfahrungen in integrierten Gesamtschulbildungsgängen bekannt;<sup>1</sup> sie müssen von der Fachdidaktik fundiert und von der Bildungsadministration endlich unter Abkopplung vom gymnasialen Bildungsgang schulfachlich etabliert werden.

*I n d i r e k t* ergeben sich außerdem u. a. folgende Entwicklungsperspektiven:

- Im Zusammenhang v. a. mit Punkt 3: Die gängigen Lernmittel für den lateinischen Spracherwerb setzen ihren Schwerpunkt allesamt im Bereich von Morphologie und Syntax. In einem Fach, dessen Haupthandlungsfeld die Textrezeption ist, muss aber – Fremdsprache hin, Fremdsprache her – im Mittelpunkt die Semantik stehen, vor allem wenn es um Inhalte

geht, die einen höheren Grad von Allomorphie ausweisen als die der weitgehend synchronischen Inhalte aus den neuen Fremdsprachen;

- im Zusammenhang mit Punkt 1: Das (selbstständige) Vorgehen der Schüler bei der Rekodierung literarischer Texte war Gegenstand der qualitativen empirischen Untersuchung von FLORIAN 2015.<sup>2</sup> Diese wirft die Frage der Notwendigkeit einer Neuorientierung bei der methodischen Anleitung zur Rekodierung auf;
- im Zusammenhang mit den Punkten 1 und 3: Noch lange nicht ausgelotet sind die Möglichkeiten, inwiefern daneben ein textproduktiver und interaktiver Ansatz im Zusammenhang mit einem Minimum an *Latine loqui* die Kompetenzen auf dem Feld der Textrezeption im Sinne einer Synergie unterstützen kann;
- und schließlich im Zusammenhang mit allen drei Punkten die zyklisch wiederkehrende, immer wieder heiß diskutierte Frage nach dem tatsächlichen lateinischen Vokabelgedächtnis von Schülern sowie nach der Quantität und Art des Lernwortschatzes.

Die genannten Entwicklungsperspektiven der lateinischen Fachdidaktik sind in erster Linie Ableitungen der Entwicklung der Schülerzahl im Fach Latein; beachten Bildungsadministration und Fachdidaktik diesen Zusammenhang zu wenig, prägen sich möglicherweise für das Fach Latein weitere unliebsame schulorganisatorische<sup>3</sup> oder schulfachliche<sup>4</sup> Tendenzen aus, welche die Schülerzahlen am Ende noch weiter sinken lassen.

#### **Anmerkungen:**

- 1) weniger, weniger schwere und kürzere fremdsprachige Texte; geringerer Abstraktionsgrad in der Grammatiktheorie; deutlich verringerter (Lern)Wortschatz; erhebliche Reduktion der metasprachlichen Terminologie.
- 2) Florian, Lena: Heimliche Strategien. Wie übersetzen Schülerinnen und Schüler?, Göttingen 2015.
- 3) Z. B. weitere Stundenkürzungen; schon die gegenwärtigen Unterschiede zwischen den Ländern sind teilweise besorgniserregend.
- 4) Z. B. weiteres Festhalten an unrealistischen Quantitäten beim Lernwortschatz.

ANJA BEHRENDT, Rostock  
MATTHIAS KORN, Leipzig

HIS LITTERIS  
**PRAEMIUM HUMANITATIS**  
ADIVDICAMVS

DOMINO ILLUSTRISSIMO ATQUE HUMANISSIMO

**ANDRAE RICCARDI**

DOCTORI AC PROFESSORI ACADEMICO  
HISTORIAE RECENTIORIS ET ECCLESIASTICAE,

VT VIRTUTES EIVS HONOREMVS,  
QVAS NOSTRA AETATE SINGULARITER PRAESTITIT.

ANNO ENIM MCMLXVIII SVA SPONTE  
COMMUNITATEM EX ECCLESIA ROMANA SANCTI AEGIDII NOMINATAM  
CONDIDIT, QVAE PVEROS HUMANAE OPIS INDIGENTES,  
SED ETIAM SENES ET PAVPERES ET PEREGRINANTES CVRARET.  
QVAE SOCIETAS EX ILLO ANNO PRIMVM ROMAE, DEINDE IN ITALIA,  
TVM IN EVROPA, DENIQUE TOTO ORBE TERRARVM  
VSQVE AD HODIERNVM DIEM  
SALVTI COMMVNI OPERARI PERGIT.

ANDREA RICCARDI SVMMA LAVDE DIGNVS EST,  
QVIA PATRIMONIUM CHRISTIANVM  
CVM HEREDITATE CVLTVS ATQUE HUMANITATIS EVROPAE  
COIVNGENS NON TANTVM LITTERIS STVDEBAT,  
SED ETIAM IPSIS HOMINIBVS SERVIEBAT.

SIC ID IPSVM ADEPTVS EST,  
QVOD NOS, LITTERAS LATINAS ET GRAECAS DOCENTES,  
HOC PRAEMIO LAVDARE VOLVMVS:  
STVDIVM LITTERARVM CVM COMMVNI SALVTE CONEXIT.

HOC EST ILLVD,  
QVOD GRAECE PAIDEIA ET PHILANTHROPIA,  
LATINE HUMANITAS VOCATVR.

BEROLINI  
A.D. III. KAL. APRILES  
ANNO DOMINI BISMILLESIMO SEXTO DECIMO  
ASSOCIATIONIS PALAEOPHILOLOGORVM GERMANICAE  
PRAESES  
*Prof. Dr. Sabine Vogt*

*Text der lateinischen Ehrenurkunde zur Verleihung des Humanismus-Preises an ANDREA RICCARDI  
am 30. März 2016 in der Humboldt-Universität zu Berlin, verfasst von ANDREAS FRITSCH*

## Lateinische Urkunde zum Humanismuspreis für Andrea Riccardi

In FORUM CLASSICUM 2/2016 wurde die deutsche Fassung der Dankrede von Herrn Professor Dr. ANDREA RICCARDI veröffentlicht, die er anlässlich der Verleihung des Humanismuspreises am 30. März 2016 auf dem 33. Kongress des Deutschen Altphilologenkongresses in der Humboldt-Universität zu Berlin gehalten hat. Der lang anhaltende Beifall der im Auditorium Maximum zahlreich versammelten Teilnehmer der Festveranstaltung, aber auch zahlreiche mündliche und schriftliche Äußerungen danach lassen es angebracht erscheinen, den lateinischen Text der in der Veranstaltung verlesenen und überreichten Urkunde in dieser Zeitschrift abzudrucken, wie das auch mit den früheren Urkunden zur Verleihung des Humanismuspreises geschehen ist. Auch diese Texte lassen sich als ein Aspekt der *Latinitas viva* (oder *perennis*) verstehen, sie

sind in den unten genannten Heften des FORUM CLASSICUM nachzulesen, greifbar auch im Internetarchiv des DAV unter URL: [https://www.altphilologenverband.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=45&Itemid=41](https://www.altphilologenverband.de/index.php?option=com_content&view=article&id=45&Itemid=41)

1. RICHARD VON WEIZSÄCKER (FC 2/1998, S. 91; auch in: *Auxilia* 44, 1999, S. 91);
2. ROMAN HERZOG (FC 2/ 2000, S. 55);
3. ALFRED GROSSER (FC 2/2002, S. 95);
4. WŁADISŁAW BARTOSZEWSKI (FC 2/2004, S. 102);
5. JUTTA LIMBACH (FC 2/2006, S. 97);
6. LEOLUCA ORLANDO (FC 2/2008, S. 86);
7. MONIKA MARON (FC 2/2010, S. 109);
8. SEBASTIAN KRUMBIEGEL (FC 2/2012, S. 101);
9. MICHAEL KÖHLMEIER (FC 2/ 2014, S. 115);
10. ANDREA RICCARDI (FC 3/2016).

ANDREAS FRITSCH, Berlin

**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**



Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau  
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19  
[info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de) • [www.boegl-druck.de](http://www.boegl-druck.de)



## Ist der *Pronuntiatius restitutus* falsch?

### Eine Entgegnung auf Axel Schönbergers Thesen

Der an den Universitäten Frankfurt und Bremen wirkende Romanist / Hispanist Axel SCHÖNBERGER (Sch.), der ebenso auch in der Latinistik zu Hause ist, hat, gestützt auf seine verdienstvolle kommentierte Ausgabe der spätantiken Grammatik PRISCIANS,<sup>1</sup> in dieser Zeitschrift<sup>2</sup> folgende zwei Thesen vorgetragen:

1. Der seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts in vielen Ländern aufgekommene *pronuntiatius restitutus* sei im Punkt der Diphthonge falsch. Die Aussprache [ai] / [ae] und [oi] / [oe]<sup>3</sup> habe es in der Antike wohl niemals gegeben. Die Diphthonge seien von Anfang an monophthongiert als offenes [e:] und [u:] ausgesprochen worden. Die klassischen Autoren würden daher im Unterricht mit einer erheblich entstellten, unlateinischen Aussprache gelesen.

2. Das Lateinische habe nicht einen dynamischen bzw. expiratorischen, sondern von Anfang bis etwa zum 3. oder 4. Jh. n. Chr. einen musikalischen bzw. Tonhöhenakzent besessen, was leider von der romanischen und klassischen Philologie und der Schule vernachlässigt werde.

1. Sch.s Behauptung, die westgriechischen Dialekte und das Äolische hätten seit frühester Zeit die lateinische Orthographie beeinflusst,<sup>4</sup> beruht auf zwei Irrtümern:

a) Verführt von mehrfachen Vergleichen, die Priscian zwischen Latein und den ‚Äolern‘ zieht, v. a. um die Umsetzung des Digamma zum lateinischen <v> zu zeigen,<sup>5</sup> behauptet Sch., die im Aeolischen früh einsetzende Monophthongierung der Diphthonge sei der Beweis für denselben Prozess im Lateinischen. Daher seien die weiterhin geschriebenen Diphthonge <ai / ae>, <ei> und <oe> lediglich graphische Bezeichnungen von Monophthongen wie offenem [e:], [i:] und [u]. Aber wie sollte ein nordostgriechischer (!), z. B. auf Lesbos an der Westküste Kleinasiens gesprochener Dialekt wie das Aeolische im 5. Jh. v. Chr. auf die römische Orthographie eingewirkt haben?

b) Von dem in der Dialektforschung üblichen Terminus ‚westgriechische‘ für die westlich von Attika gesprochenen Dialekte, z. B. das Bööotische, irregeführt, meint Sch., diese hätten mit ihrer ebenfalls früh einsetzenden Monophthongierung auf die Schreibpraxis des Lateinischen und anderer italischer Sprachen eingewirkt. Aber Spuren des Bööotischen sucht man in Italien vergeblich. Mit gutem Grund, denn in der Magna Graecia und in Sizilien wurden nicht die sog. westgriechischen Dialekte, sondern das Dorische und speziell in Kyme / Cumae der ionische und dem Attischen nahe Dialekt gesprochen, den die Siedler aus dem heimischen Chalkis auf Euböia mitgebracht hatten. In ihm begann die Monophthongierung erst im 2. Jh.<sup>6</sup> Mit der Magna Graecia stand Rom seit Beginn seiner Geschichte in Kulturkontakt. Durch Kyme / Cumae wurde das ionische Alphabet von Euböia noch vor 700 nach Italien vermittelt.<sup>7</sup> In den attischen Inschriften der klassischen und hellenistischen Zeit kommt jedoch die Verschiebung von <ai> zu <e> selten vor.<sup>8</sup>

Die von Sch. angeführten Argumente für einen westgriechischen und äolischen Einfluss auf die lateinische Orthographie haben sich somit als irrig erwiesen. Damit entfällt auch die Grundlage seiner mit aller Heftigkeit vorgetragenen Kritik an den wissenschaftlichen und Schulgrammatikern und am *pronuntiatius restitutus*. Wenden wir uns deshalb den Grammatikerzeugnissen und den sprachlichen Dokumenten zu.

Die Zeugnisse der lateinischen Grammatiker über die lateinischen Diphthonge werden von Sch. immer nur als Schrifttradition im Sinne der behaupteten griechischen Dialekteinflüsse gedeutet.<sup>9</sup> Doch z. B. TERENTIUS SCAURUS (2. Jh. n. Chr.) lehrt nicht, dass für <ae> ein monophthonges [e] gesprochen worden sei, sondern dass statt des archaischen <ai> das <e> als Schlussbuchstabe des Diphthongs <ae> den stärksten Klang gehabt habe.<sup>10</sup> TERENTIANUS MAURUS

spricht ausdrücklich von dem Doppelklang der Diphthonge.<sup>11</sup> Auch PRISCIAN GL II 37 K. besagt nur, dass in den Diphthongen zwei Laute enthalten sind, aber nicht, dass sie monophthongiert sind.<sup>12</sup> Noch deutlicher spricht MARIUS VICTORINUS davon, dass im Diphthong zwei Vokale verbunden sind (*geminae vocis sonum*), aber gerade nicht, dass sie zu einem Laut verschmolzen sind.<sup>13</sup> Auch die Behauptung, die schon vorliterarische Monophthongierung von <-ois / -ais> zu <-is> im Dat./Abl. Pl. beweise die Monophthongierung auch von <-ai/-ae>, führt vielmehr zu dem umgekehrten Schluss, dass die Beibehaltung der Schreibung <-ae> einen phonetischen Grund gehabt haben muss.

Denn die Regel des *pronuntiatu restitutus*, wonach v. a. der Diphthong *ae* zweivokalig auszusprechen ist, die Sch. (2010, 2014 und 2016) auf das mit sehr ausführlichen Belegen versehene Werk von CORSEN<sup>14</sup> zurückführt, stützt sich auf schwer widerlegbare literarische und inschriftliche Belege.<sup>15</sup> Die Genauigkeit, die seit dem 7. Jahrhundert bei der Verschriftlichung der lateinischen Sprache angewandt wurde, wird schon aus der Selbstständigkeit deutlich, mit der Rom das aus Cumae entlehnte Alphabet immer genauer der lateinischen Sprache anpasste. So muss es auch mit der Wiedergabe der Vokale gewesen sein: anfangs hörte man noch einen Diphthong [ai], der dann zu [ae] abgeschwächt und entsprechend geschrieben wurde.<sup>16</sup> Konsequenterweise deutete QUINTILIAN den Wechsel der Schreibung als Ergebnis phonetischer Veränderung: *fortasse enim, sicut scribebant, etiam loquebantur*.<sup>17</sup>

Wenn in PLAUTUS' *Miles gloriosus* der Sklave Palaestrio erzählt, sein Herr sei in staatlicher Mission nach Naupactus entsandt worden, ahmt er den feierlichen Stil der zu seiner Zeit nur noch in offenkundig archaisierender Schreibung verfassten Gesetzestexten wie dem *Senatus consultum de Bacchanalibus*<sup>18</sup> üblichen Sprachstil nach: *is publice legatus Naupactum fuit | magnai rei publicai gratia* (Plaut. Mil 102f.): der Vers ist nur dann ein korrekter jambischer Senar, wenn <ai> und <ei> als Diphthonge und sogar zweisilbig gemessen werden. Die Schreibung ging spätestens Anfang des 2. Jhs. zu <ae> über.<sup>19</sup>

Aber die nach Sch. der tatsächlichen Aussprache entsprechende Schreibung mit <e> findet sich nur in umbrisch-sabinischen Inschriften, also aus dialektaler Umgebung, und in bäuerlichem Latein.<sup>20</sup> So erklärt sich der Witz des LUCILIUS, der einen Praetor davor warnt, mit der [e]-Aussprache aus einem *praetor urbanus* ein *pretor rusticus* zu werden: *Cecilius pretor ne rusticus fiat* (VARRO l.L 7, 96<sup>21</sup>, Lucil. fr. 1146 Krenkel). Das bezeugt auch Varro, *de lingua Latina* 5, 97 ausdrücklich: *quod illic* (bei den Sabinern) *,fedus', in Latio rure ,hedus', qui in urbe ut in multis A addito ,haedus'*.<sup>22</sup> CICERO amüsierte sich über die Verwandlung des [i] in [e] in der ‚breiten‘ rustikalen Aussprache (also <vella> statt <villa>, diatopische Varietät).<sup>23</sup> Im 1. Jh. v. Chr. benannte sich P. CLAUDIUS PULCHER in *Clodius* um, weil er seinen Übertritt in die plebejische Gens auch sprachlich manifestieren wollte (schichtenspezifische, sog. diastratische Varietät). Das wäre wirkungslos gewesen, wenn der Diphthong *au* wie in *olla*, *plostrum* u. a. schon allgemein monophthongiert und zu [o] verfarbt worden wäre. Eine stadtrömische Verfluchungsinschrift aus der Mitte des 1. Jh. v. Chr. bezeugt mit ihrer durchgehend vulgärsprachlichen Form (Ausfall des schließenden *-m*) und der mangelnden Beherrschung der Syntax, wie in der Unterschicht gesprochen wurde: aber in *seic*, *quei*, *tibei* wurden die Diphthonge offenbar noch gehört (CIL VI 140); in einer anderen stadtrömischen Inschrift aus dem 1. Jh. v. Chr. haben sich ebenfalls *-ae*, *sei*, *seive*, *nei*, *sueis* erhalten, während *au* schon zu *o* monophthongiert ist (KROPP nr. dff 1.4.4/8-10)<sup>24</sup>. Vulgärlateinisch ist auch die zeitgleiche Inschrift aus Cordoba mit einer Mischung aus archaischer und vulgärlateinischer Schreibung: *Dionisia Dentatai ancilla rogat deibus ... deinfereis* (= *deis inferis*).<sup>25</sup> Selbst noch in der 2. Hälfte des 1. Jhs. n. Chr. hielt sich in der Provinz die diphthongische Schreibung: die Mainzer Verfluchungstäfelchen haben fünfmaliges <ae>, aber nur einmal <e>, bezeichnenderweise in einer stark vulgärlateinischen Inschrift.<sup>26</sup>

Im 1. Jh. n. Chr. häufen sich die inschriftlichen Belege für die Monophthongisierung von <ae> zu <e> besonders in auch sonst vulgärsprachlichen Inschriften wie den pompeianischen

Wandinschriften (diastatische und diatopische Varietäten). Aber auch dort werden sie noch nicht zur allgemeinen Norm. Kann man sich vorstellen, dass Römer in der Provinz, die nur geringe Schulbildung besaßen und oft schon mit dem Schreiben der Buchstaben Mühe hatten, eine literarische Norm aufrecht erhielten, die nicht mehr ihrer – buchstabierenden! – Aussprache entsprach? Rückschlüsse auf die Hochsprache sind von dieser Belegbasis aus nicht beweiskräftig.

Sofern man also nicht diatopischen und diastatischen Varietäten folgen will, sondern der Hochsprache des Kerngebiets, also Rom und Latium, sollte man bei der Aussprache der literarischen Texte weiterhin getrost den Regeln des *Pronuntiatius restitutus* folgen und weiterhin von [Caesar] und nicht von [Cesar] sprechen.

Auch andere Thesen Sch.s sind nicht korrekt: [h] werde zwischen [e] eingeschoben, um einen Langvokal in *vehemens* < *vemens* anzudeuten. Aber wie das Pf. *vexi*, *vectus* und die gesamte Sprachverwandtschaft zeigen, ist das *h* etymologisch. Seine Forderung, *numquam* wie im heutigen Kastilischen [nunca] auszusprechen,<sup>27</sup> wird der Italianist nicht teilen und eher nach antiken Zeugnissen<sup>28</sup> und italienischer Sprache labiovelar <qu> aussprechen.

2. Die Ansicht der Grammatiker von VARRO bis PRISCIAN ist eindeutig, dass das Lateinische einen Tonhöhenakzent besaß und zwischen einem Hochton (*acutus*) und einem Tiefton (*gravis*) unterschied, die in betonten Langvokalen und Diphthongen verbunden und mit einem Circumflex bezeichnet wurden.<sup>29</sup> Sie lehren außerdem, dass der Circumflex nur in der vorletzten Silbe stehen kann und sich in einen Akut verwandelt, wenn die letzte Silbe lang ist, also *dônum*, aber *dóni*, *lêgem*, aber *léges*; in dreisilbigen Wörtern wäre zu sprechen: *Cícero*, aber *Cicerônis*. Diese (sog. intrasyllabische) Akzentveränderung ist aus der griechischen Sprache vertraut: *theîos*, aber *theíou*, ist also auch für das Lateinische phonetisch denkbar, wenn es denn einen Tonhöhenakzent besaß. Die Frage, ob sich die heutige Aussprachepraxis daran orientieren sollte, darf hier übergangen werden. Jedoch wird von der *communis opinio* für das älteste Latein ein dynamischer Akzent angenommen, weil Vokale, die

der betonten Silbe folgten, von *a* zu *e* ‚geschwächt‘, durch sog. Jambenkürzung gekürzt (*beně*, *malě*, *modō*, *egō*, *mihi*) oder sogar verdrängt wurden (Synkopierung, z. B. *aviceps* > *auceps*, *fēnestra* > *fenstra*). Das ist besonders auffällig in Wörtern, die diese Schwächung oder Synkope sogar in der drittletzten Silbe zeigen, was nur erklärlich ist, wenn in frühester Zeit der Akzent bis zur viertletzten Silbe zurückgezogen wurde: *afficio*, bei Plautus noch regelmäßig *fácilius*, *múlierem*.<sup>30</sup> Doch die Vermutung, dass diese Erscheinungen nur infolge eines dynamischen Akzents zu erklären sind, ist nicht ganz schlüssig, weil auch ein Tonhöhenakzent in der einen Silbe zu einem Absinken in der folgenden Silbe führen kann.<sup>31</sup>

Doch hier beginnen die Unsicherheiten über die Natur des lateinischen Akzents, da das Griechische die Beschränkung des Circumflex auf die Pänultima nicht kennt und der unbestrittene Tonhöhenakzent nicht zu den gleichen Vokalveränderungen wie Schwächung, Jambenkürzung und Synkopierung führt. Ferner behaupten die Grammatiker, es müsse im Lateinischen noch einen weiteren Akzent zwischen Akut und Gravis gegeben haben, womit sie keineswegs den Circumflexus meinen, sondern eine mittlere Tonhöhe. Hierin folgten sie ausdrücklich einer Art Musiktheorie und nicht der Beschreibung der Natur des lateinischen Akzents.<sup>32</sup>

Um Art und Position der Akzente genauer als mit dem bekannten Pänultimagesetz zu definieren, benutzte schon LEUMANN<sup>33</sup> die Zählung nach Moren (*mora* = Zeiteinheit), wobei ein kurzer Vokal einer More entspricht, ein langer Vokal oder ein Diphthong zwei Moren, und definierte: Bei Morenrechnung lautet die Regelung: der Akzent steht auf der ersten der zwei Moren vor der Schlussilbe: *ánimus*, *amícus* (in Morenschreibweise *amícus*), *régius*. Diese Definition wird von Sch. 2010, 176f.<sup>34</sup> in der ihm eigenen barschen Weise kritisiert, weil sie die Quantität der Schlussilbe nicht berücksichtige.<sup>35</sup> Sch. schloss sich in der Akzentlehre DIOMEDES (GL I 430ff. K.), DONAT (GL IV, 371ff. K.) und PRISCIAN (GL III 360ff. K.: *De accentibus*) an, die die Regeln für die Art des Akzents der Pänultima aus der Quantität der Schlussilbe formulierten. Doch damit schafft Sch. einen für



die Sprachpraxis unbrauchbaren Regelungsbedarf. Weil er den antiken Grammatikern folgt, alle grammatischen Erscheinungen, also auch die Silbenquantitäten, nach den Buchstaben der Endungen zu kategorisieren,<sup>36</sup> definiert er für alle ein- bis dreisilbigen Wörter mit Priscian, dessen Terminologie: Amphibrachys, Amphimacrus, Antibacchius usw. er übernimmt, nicht weniger als 30 Regeln.<sup>37</sup> Nach einem solchen Regelwerk kann keine Sprache funktionieren. Es bedürfte aber auch in Sch.s System nur genau einer Regel: die Pänultima kann nur dann einen Circumflex tragen, wenn die letzte Silbe kurz ist.

Wenn man sich also entschließen will, Sch.s Theorie des silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzents zu folgen und in der Pänultima einen Schleifton zu sprechen, hat man hier eine Regel, die der von LEUMANN recht ähnlich aussieht. Ich fürchte nur, dass das in Schule und Universität den Lernenden weniger zum lautgerechten Vortrag hilft als die Einübung der Quantitäten mit Hilfe der Verdichtung und die für das Hören der sog. Positionslänge unerlässliche Aussprache der Doppelkonsonanten, so dass *erat* von *errat*, *sumus* von *summus*, *ālium* von *allium* usw. zu unterscheiden sind – für Italiener wie Finnen kein Problem. Dem Deutschen scheint besonders die richtige Aussprache jambischer Wörter schwierig zu sein, die eine Betonung der kurzen und eine Länge der unbetonten Silbe erfordert: statt *ě'gō* hört man *ē'gō*, und *ū'bī* statt *ū'bī*.

Sch. kommt aber auch mit der Realität der lateinischen Akzentregelung in Konflikt, wenn er meint, dass *domini* regulär auf der drittletzten More, d. h. der zweiten Silbe, betont werden müsste: *domīni*. Da dies aber nicht so sei, schließt er auf eine Inkonsequenz des lateinischen Akzentsystems, das für dreisilbige Wörter anders konstruiert sei als für zweisilbige.<sup>38</sup> Indem er ferner die Silben nur nach Vokalmoren misst, erklärt er *dediscit* zu einem Dactylus, obwohl die Mittelsilbe eindeutig positionslang ist und den Akzent trägt.<sup>39</sup> Von den nach jeder Akzentlehre bestehenden Ausnahmen infolge Kontraktion (*videsne* > *vidén*, *nostratis* > *nostrās*, *Vergilii* > *Vergīli*), den von den Grammatikern behaupteten Sonderbetonungen von *exinde*, *aliquando* und dem Anschluss eines Enklitikon (Univerbie-

rung) (*Romáque*) braucht hier nicht die Rede zu sein. Sch. verlangt aber noch mehr, auch die Tonanschlüsse nicht nur bei den bekannten Univerbierungen (*vīrum*, aber *virūmq̄ue*), sondern die Proklisen der Präpositionen und Pronomina zu berücksichtigen. Aber dann ist z. B. gegen Sch. zu beachten, dass bei Plautus nicht das Pronomen, sondern die Präposition den Akut bekommt: *ín illo* (mit regelmäßigem IKG von *il-*), nicht *in illo*. Wer den Aufwand nicht scheut, mit Sch. das Lateinische mit musikalischem bzw. Tonhöhenakzent zu sprechen, ohne sich in dem Wust der 30 Regeln zu verlieren, wird ein melodiöses Latein sprechen, ohne ihre Verständlichkeit zu beeinträchtigen. Die Umsetzung besonders beim Versvortrag bedarf jedoch intensiven Übens, um die Wiedergabe der Quantitäten von der der Tonhöhe unabhängig zu halten.

#### Anmerkungen:

- 1) Axel SCHÖNBERGER, Priscians Darstellung des silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzents des Lateinischen: lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des Buches über den lateinischen Akzent (Bibliotheca Romanica et Latina 13), Frankfurt am Main – Valentia 2010; seine Theorie fasst er auf S. 157-169, die Kritik an der Forschung auf S. 171-177 zusammen. – ders., Zur Lautlehre, Prosodie und Phonotaktik des Lateinischen gemäß der Beschreibung Priscians, Millennium, Jahrb. zu Kultur und Gesch. des ersten Jahrtausends n. Chr. 11, 2014, 121-184 (= Sch. 2014).
- 2) Axel SCHÖNBERGER, Zur Aussprache, Schreibung und Betonung des Lateinischen – Weshalb der *Pronuntiatius restitutus* in einigen Punkten falsch ist, Forum Classicum 1, 2016, 12-18 (= Sch. 2016).
- 3) Wie bei Sch. bezeichnen in diesem Teil viereckige Klammern [...] den gesprochenen Laut, winklige <...> den geschriebenen Buchstaben.
- 4) Sch. 2014, 122ff., Sch. 2016, 12: „Diese Schreibtradition der äolischen Varietäten des damaligen Griechisch übernahmen die Römer, aber auch andere altitalische Völker zur Bezeichnung von Monophthongen.“ (so schon Sch. 2010, 41, Anm. 46). Sch. behauptet sogar, dass auch in Homers und Hesiods Werken die Diphthonge von Anfang an monophthongiert zu sprechen gewesen seien. Dagegen stellt Helmut RIX, Historische Grammatik des Griechischen. Laut- und Formenlehre, Darmstadt 1976, 46, fest, dass die Monophthongierung in der Koine erst im 2. Jh. begonnen habe.

- 5) Ein Beispiel: Priscian GL II 253, 17 K.: *quia Aeolis (griech. Nominativ pl.) quoque solent inter duas vocales eiusdem dictionis digamma ponere, quos nos sequimur: οφις ovis. Vgl. Quintil. inst. or. I, 7, 26: nec inutiliter Claudius Aeolicam illam ad hos usus litteram adiecerat.*
- 6) Dass Euboia zum Gebiet der ionischen Dialekte gehört, ist Standardwissen der griechischen Linguistik und Epigraphik, vgl. Albert THUMB – Anton SCHERER, *Handbuch der griechischen Dialekte*, Heidelberg 1959, II 200f.; dort auch über die spät einsetzende Monophthongierung. Beispiele von Inschriften in: *Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora*, ed. Eduardus SCHWYZER, Leipzig 1923, nr. 785-814 (bis zum 5. Jh. in dem frühattischen Alphabet vor Einführung des h). Auch der von Sch. zitierte Christos KARVOUNIS, *Aussprache und Phonologie im Altgriechischen*, Darmstadt 2008, bestätigt nur, dass im Aeolischen und Böotischen die Monophthongierung früh einsetzte, aber nicht, dass diese Dialekte das Lateinische beeinflusst hätten.
- 7) Gerhard MEISER, *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*, Darmstadt 1998, 47-51.
- 8) KARVOUNIS 57f.
- 9) So Sch. 2014, 144: wenn Quintilian (inst. or. I 7,18) schreibe: *Ae syllabam, cuius secundam nunc e litteram ponimus, varie per ae et i efferebant*, setze er die zeitgenössische griechische Aussprache voraus. Sch. 2014, 130 gibt zwar zu, dass Priscian immer noch von Diphthongen rede, er meine damit aber lediglich die orthographische Konvention, nicht die längst erfolgte phonetische Veränderung.
- 10) Terentius Scaurus, *De orthographia* (GL VII 16 K., vgl. die neue Ausgabe von F. BIDDAU, *Collectanea grammatica Latina 5*, Hildesheim 2008, 129-134): *A littera praeposita est u et e litteris, ae au, ... et apud antiquos i littera pro ea scribebatur, ut testantur metaplasmoi, ut pictai vestis et aulai medio pro pictae et aulae. Sed magis in illis e novissima sonat, et propterea antiqui quoque Graecorum hanc syllabam per ae scripsisse traduntur.*
- 11) Terent. Maur. 379 *unde diphthongos eas | Graeciae dicunt magistri, quod duae iunctae simul | syllabam sonant in unam, vique gemina praeditae | semper effectum duorum temporum custodiunt.* Gegen Jan-Willem BECK, ed. Terent. Maur. *De syllabis*, Hypomnemata 102, 1993, 181-190, der zwar auf die Inkonsequenz der Darstellung des Terentianus Maurus hinweist, jedoch diese Stelle im Sinne diphthongischer Aussprache interpretiert, beharrt Sch. 2014, 146ff., wegen 423 ἄλφα *semper atque iᾶτα quem parant Graecis sonum (!), a et e nobis ministrant: sic enim nos scribimus* auf lediglich diphthongischer Schreibung.
- 12) Priscian II 37: *Sunt igitur diphthongi, quibus nunc utimur, quattuor, diphthongi autem dicuntur, quod binos phthongos, hoc est voces, comprehendunt. Nam singulae vocales suas voces habent, et ae, quando a poetis per diaeresin profertur, secundum Graecos per a et i scribitur, ut aulai, pictai pro aulae et pictae.*
- 13) Marius Victorinus VI 32 *item alio modo sunt longae naturaliter syllabae, cum duae vocales iunguntur, quas syllabas Graeci diphthongos vocant, ut ae oe au eu yi. ... Rursus duae inter se vocales iugatae ac sub unius vocis enuntiatione prolatae syllabam faciunt natura longam, quam Graeci diphthongon vocant, veluti geminae (!) vocis sonum, ut ae, oe, au.*
- 14) Wilhelm Paul CORSEN, *Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache*, 4 Bde. (Ndr. Hildesheim 2006), kritisiert von Sch. 2014, 160-164.
- 15) Sch. 2014, 141ff., erwähnt in seiner kritischen Musterung der angeblichen Zeugnisse für eine diphthongische Aussprache die meisten der im folgenden vorgelegten Zeugnisse nicht oder deutet sie in nicht überzeugender Weise wie die lateinische Wiedergabe von σκηνή durch vermutetes [scina] und seine Rückverwandlung in [scaena] oder [scena], und die angebliche Rückverwandlung von [kesar] in [Kaiser].
- 16) Zu den Diphthongen und dem Prozess ihrer Monophthongierung MEISER 1998, 57-62, den SCHÖNBERGER 2014, 171, und 2016, 13, unangemessen kritisiert.
- 17) Quintil. inst. I 7, 11: *Verum orthographia quoque consuetudini servit ideoque saepe mutata est. ... 13: De mutatione etiam litterarum, de qua supra dixi, nihil repetere hic necesse est: fortasse enim sicut scribebant, etiam loquebantur.*
- 18) Rudolf WACHTER, *Altlateinische Inschriften. Sprachliche und epigraphische Untersuchungen zu den Dokumenten bis etwa 150 v. Chr.*, Bern 1987, 277ff., bes. 283.
- 19) Gerhard MEISER, *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*, Darmstadt 1998, 57-62.
- 20) W. BLÜMEL, *Untersuchungen zu Lautsystem und Morphologie des vorklassischen Lateins*, München 1972 (Zusammenfassung 34ff.), auf den sich Sch. stützt, setzt den Beginn der Monophthongierung schon in die Mitte des 3. Jhs. v. Chr. Aber seine Belege stammen fast ausschließlich aus Dialektgebieten und nur in ganz wenigen

- Fällen aus dem ansonsten ja sehr inschriftenreichen Rom.
- 21) Varro l. L. 7,96: *rustici pappum ‚mesium‘, non ‚maesium‘, a quo Lucilius scribit ‚Cecilius pretor ne rusticus fiat.‘*
  - 22) Vgl. V. VÄÄNÄNEN, Introduction au latin vulgaire, Paris <sup>3</sup>1981, 38: „Le parler urbain semble avoir affecté d’articuler ae.“
  - 23) Cic. de or. 3, 46: *Qua re Cotta noster, cuius tu illa lata, Sulpici, non numquam imitaris, ut Iota litteram tollas et E plenissimum dicas, non mihi oratores antiquos, sed messorum videtur imitari.*
  - 24) Amina KROPP, defixiones. Ein aktuelles Corpus lateinischer Fluchtafeln, Speyer 2008. Vgl. auch die etwa gleichzeitige Inschrift aus dem spanischen Ampurias, KROPP dfx 2.1.1/1.
  - 25) KROPP dfx 2.2.3/1.
  - 26) Jürgen BLÄNSDORF, Die Defixionum Tabellae des Mainzer Isis- und Mater Magna-Heiligtums, Mainzer Archäologische Schriften 9, Forschung zur Lotharpassage I, Mainz 2012: <ae> in DTM 2, 4, 6, 7, 15, <e>: DTM 5.
  - 27) Sch. 2016, 15.
  - 28) Vgl. W. Sidney ALLEN, Vox Latina. A guide to the pronunciation of classical Latin, Cambridge 1965, 16-20.
  - 29) Hierzu Sch. 2014, 174-180 und 2016, 15f.
  - 30) Zum expiratorischen Akzent ALLEN (s.o.) 83ff.
  - 31) Zur Diskussion über die phonetischen Theorien vgl. Leonhard R. PALMER, Die lateinische Sprache. Grundzüge der Sprachgeschichte und der historisch-vergleichenden Grammatik (übers. v. J. KRAMER), Hamburg 1990, 235-237; zu den Diphthongen 242f. und 246f.
  - 32) Varro bei Sergius GL IV 528, Sch. 2010, 169, 171f., 433-437.
  - 33) Manu LEUMANN, Lateinische Laut- und Formenlehre, 1977, 238, scharf kritisiert von Sch. 2014, 166.
  - 34) Seine Kritik an der bisherigen Akzentlehre in Sch. 2010, 171-177 und Sch. 2016, 16f.
  - 35) Sch. 2010, 164: „Davon, dass die Schlussilbe keine Rolle spiele und der Akzent von der vorletzten Silbe aus gerechnet drei Moren zurücktrete, kann keine Rede sein.“
  - 36) Z. B. Nomina auf -a, -e, -o, -u, -l, -r, und ihre Untergruppen wie -ax, -ex, -ix, -ox, -ux.
  - 37) Sch. 2010, 163-167.
  - 38) Sch. 2010, 49f., 164: „Drei- und mehrsilbige Wörter werden im Lateinischen somit nach qualitativ anderen Regeln akzentuiert als zweisilbige, was wohl am besten mit dem Umbau eines älteren Betonungssystems zu dem des klassischen Lateins zu erklären ist.“
  - 39) Sch. 2016, 16.

JÜRGEN BLÄNSDORF, Mainz

## Zeitschriftenschau

### A. Fachwissenschaft

Im Folgenden werden Beiträge von OLIVER SCHELSKE (München), RYAN SCHEERLINCK (München), WILFRIED STROH (München), FABIAN ZOGG (Zürich) und KARSTEN C. RONNENBERG (Köln) aus den Zeitschriften **Gymnasium** und **Museum Helveticum** zu den Themenfeldern Herodot, Senecas *De clementia*, Fortschrittsvorstellungen der Antike, *Appendix Vergiliana* und Hieronymus’ *Vulgata* vorgestellt.

Einen neuen Blick auf den *pater historiae*, Herodot, wirft OLIVER SCHELSKE in dem Aufsatz „Herodots ‚Metahistory‘ im Kontext von Sophistik und Rhetorik“ in **Heft 123/1 (2016)** der Zeitschrift **Gymnasium**, S. 25-44. Ausgehend von der These Hayden Whites vom poetisch-dichterischen Charakter von Geschichtsschreibung

nimmt Schelske drei Aspekte des herodoteischen Werkes näher in den Blick: zunächst den literarisch-erzählerischen Charakter von Herodots Werk (27-34), dann seinen „Relativismus“ gegenüber dem historischen Geschehen (34-39) und schließlich die Einheit von Autorreflexion und historiographischem Schreiben (39-44). In Bezug auf den ersten Aspekt arbeitet Schelske zunächst als Innovation Herodots die Einordnung der Ereignisgeschichte in einen sinnvollen Erzählzusammenhang heraus. Dabei thematisiert er die Wahl der schon länger etablierten Prosa für „Schriften mit rationalisierender Tendenz“ (29f.) und stellt die neue Form der Darstellung in Zusammenhang mit der *narratio* der Gerichtsrede, der sophistischen Erzählung (z. B. Prodikos’ Herakles am Scheideweg) und den berühmten



Musterreden des Gorgias (Helena, Palamedes). Diesen Kontext (Gerichtsrede, sophistische Erzählung) sieht er auch durch die Distanzierung von den „Logographen“ in Thukydides' Methodenkapitel bestätigt (34). In Hinblick auf den Relativismus führt er am Beispiel der Begründung von Kambyses' Ägyptenfeldzug (Hdt. 3,1-3) noch einmal Herodots bekannte Praxis der Präsentation unterschiedlicher Varianten an und verbindet dies mit der Praxis der Argumenthäufung in Gorgias' Helena-Rede. Wie Schelske darlegt, bleiben das Ausgangsgerüst und die Argumentationsrichtung stets dieselben – Kambyses ist nicht aufgrund kluger Beratung, sondern aus emotional-affektiven Gründen gegen Ägypten in den Krieg gezogen –, so dass Herodot die Geschichte nicht manipulieren, sondern „unterschiedliche Erklärungen in Form von Erzählungen“ (39) anführen möchte. Dies leitet zum letzten Aspekt über, wo Schelske noch einmal hervorhebt, dass Herodot im Sinne Whites auch ein Geschichtsphilosoph ist, insofern die „Erstellung der Erzählung“ zugleich eine entsprechende Deutung derselben mit sich bringt, aber die Spezifik der Deutungsmöglichkeit durch den Betrachter und das Nebeneinander unterschiedlicher Erklärungen und Varianten „eher im zeitgenössisch-sophistisch-rhetorischen Umfeld“ als einer Geschichtsphilosophie im engeren Sinne begründet liegt.

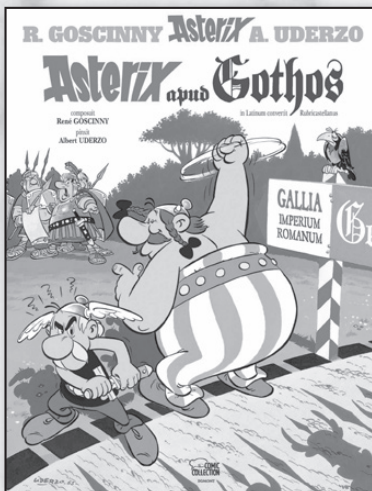
Im **selben Heft** setzt sich RYAN SCHEERLINCK in dem Aufsatz „Zur Intention von Senecas *De Clementia*“ (S. 45-72) mit der Rhetorik des römischen Philosophen in der Schrift auseinander und möchte deren philosophischen Unterbau herausarbeiten. Dabei zeigt er, dass Seneca dem Nero keineswegs in schmeichlerischer Absicht die Tugend der *clementia* zuweist, sondern die Leidenschaften, insb. die Angst, des *princeps* instrumentalisiert, um ihm den Anschein von *clementia*, die Urteilskraft und Einsicht eines weisen Beraters benötigt, zu geben und so dem Gemeinwesen zu nützen (63). Dabei arbeitet Seneca bewusst mit „Ambiguitäten und Ambivalenzen“ für ein doppeltes Publikum: einerseits Nero und andererseits die Senatoren (56). Für die letzteren soll die Schrift in ihrer eigenartig dialogischen Struktur vorführen, „wie ein Berater

mit einem Herrscher umzugehen habe, um Erfolg zu haben, und d. h. wie Seneca selbst in dieser Schrift mit Nero umgeht“ (57). Nach Scheerlinck ist das eigentliche Thema der Schrift demnach „die Konfrontation der beiden Lebensweisen des Tyrannen und des Philosophen und der Versuch, eine rationale Begründung der Überlegenheit der philosophischen Lebensweise zu erbringen“ (71).

Passend zu den Olympischen Spielen geht der bekannte Münchner Latinist WILFRIED STROH unter dem Titel „*Citius altius fortius?* Was die Antike über den Fortschritt dachte“ in **Heft 123/2 (2016)** der Zeitschrift **Gymnasium** (S. 115-144), einer interessanten mentalitätsgeschichtlichen Frage nach. Nachdem er kurz auf Geschichte und Kritik des Begriffs „Fortschritt“ in der Neuzeit eingegangen ist (116-120), kommt er ausgehend von der Frage, ob es überhaupt eine antike Vokabel für „Fortschritt“ gibt – diskutiert werden ἐπίδοσις und προκοπή im Griechischen, *progressio* und *progressus* im Lateinischen (120f.) –, zu einer Reihe antiker Texte, die er nun hinsichtlich der Fragestellung teils in chronologischer, teils thematischer Anordnung auswertet. Seine Auswahl beginnt mit dem berühmten ersten Stasimon von Sophokles' *Antigone* (πολλὰ τὰ δεινὰ κτλ.), das er im Kontext des Stückes mit ironischem Unterton liest, geht dann zurück zu Hesiods Prometheus- und Weltalter-Erzählung, weiter zur Darstellung der Weltalter in Ovids *Metamorphosen* (127-129) und schließlich zu „Horaz und der kynischen Fortschrittskritik“ (129-131). Diesen Texten mit größtenteils pessimistischer Sicht (Deszendenztheorie), stellt er im Folgenden Texte mit einem partiell positiven Ansatz gegenüber, angefangen von Xenophanes und [Aischylos'] Prometheus (131-133), weiter über Demokrit, Platon und Lukrez (133-136) bis zu stoisch geprägten Texten (137-139). Insgesamt kommt er dabei zu dem Ergebnis, dass der Antike nur die Vorstellung einer „partiellen Fortentwicklung“ in Wissenschaft und Technik, nicht aber die „eines universellen Fortschritts“ (115) bekannt war. Bevor er den Aufsatz mit einem Rückbezug auf die Gegenwart schließt, geht er noch einmal der Frage nach, ob die Antike „vom Fliegen träumte“ (139-141). Dies beantwortet er in Hinblick auf die mythologischen Figuren

# DELIRANT ISTI ROMANI!

Mit Asterix erwacht eine tote Sprache zu neuem Leben: Zum Vergnügen junger und alter Latein-Eleven wird der Band *Der Papyrus des Cäsar* in Lateinischer Sprache aufgelegt, in der Übersetzung des Latein-Experten Karl-Heinz Graf von Rothenburg alias Rubricastellanus!

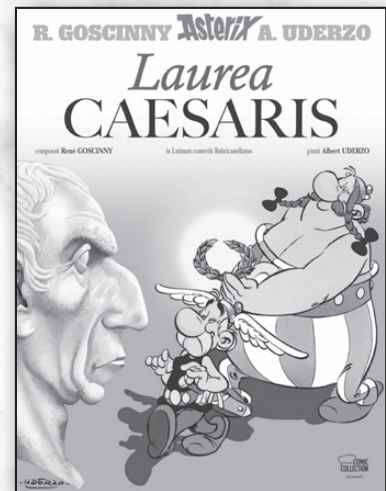


**Asterix latein 03:**  
**Asterix apud Gothos**  
48 Seiten, € 12,70 [D]  
ISBN 978-3-7704-3769-6

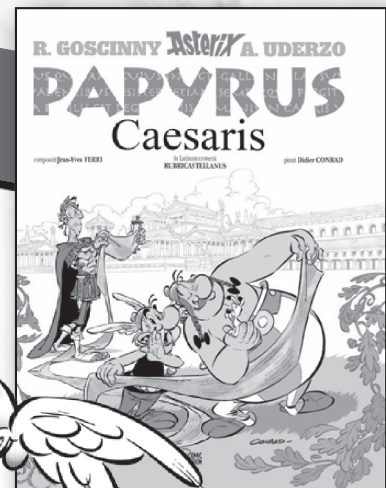


Anzeige Egmont-Verlag 1c

**Asterix latein 23:**  
**Asterix apud Helvetios**  
48 Seiten, € 12,70 [D]  
ISBN 978-3-7704-3340-7



**Asterix latein 24:**  
**Laurea Caesaris**  
48 Seiten, € 12,70 [D]  
ISBN 978-3-7704-3839-6



**Asterix latein 25:**  
**Papyrus Caesaris**  
48 Seiten, € 14,00 [D]  
ISBN 978-3-7704-3901-0

Vorläufiges Cover



Hermes, Perseus und Daedalus negativ. Ersterer sei „berufsbedingt“, Perseus, um Andromeda von dem Untier retten zu können, und Daedalus schließlich aus Not wegen mangelnder Alternativen geflogen. Flugmaschinen seien dagegen erst im Mittelalter entworfen worden (Elmericus, Roger Bacon) und spätestens 1783 auch durch die „Montgolfière“ erfolgreich vom Boden abgehoben. Erst zu diesem Zeitpunkt sei die Formel „Traum vom Fliegen“ geschaffen und „in die Antike zurückprojiziert“ worden. Am Ende schlägt der selbst ökologisch engagierte Autor (139) mahndend statt des olympischen *Citius altius fortius* die Divise *Tardius humilium lenius* in Hinblick auf unseren Umgang mit dem Fortschritt vor.

Von den ganz großen Schriften und Themen zu den kleinen Gedichten, die in der *Appendix Vergiliana* unter dem Namen Vergils laufen, kommt FABIAN ZOGG in dem Aufsatz „*ut Homerus, sic Vergilius*. Zur Vergil-Zuschreibung der im 1. Jh. n. Chr. bezeugten Gedichte aus der *Appendix Vergiliana*“ in **Heft 72/2 (2015)** der Zeitschrift **Museum Helveticum** (S. 207-219). Zogg geht darin den Gründen dafür nach, weshalb kaiserzeitliche Autoren wie Martial, Statius und Quintilian Gedichte aus der heutigen *Appendix* als vergilisch anführten. Bei seiner Untersuchung beschränkt er sich auf die Testimonien für das Kleinepos *Culex* und das 2. Epigramm aus dem *Catalepton*, die als einzige von den angeführten Autoren bereits im ersten nachchristlichen Jahrhundert bezeugt werden. Als entscheidende Faktoren für die Entstehung dieser vergilischen Pseudepigrapha sieht Zogg 1) die frühe Kanonisierung von Vergil als Schulautor, 2) das aus Vergils Berühmtheit resultierende Interesse an seiner Biographie, 3) die Meidung von Anonymität in bestimmten Kontexten, konkret die Wertsteigerung und Kontextualisierung anonymer Werke durch Zuweisung an einen bekannten Autor und 4) den frühen Vergleich Vergils mit Homer (209). Für den *Culex* arbeitet er dabei vor allem das biographische Interesse an der Zeit vor der Publikation der *Bucolica* und den Homer-Vergleich heraus, insofern der

*Culex* in den Testimonien stets als Jugendwerk angeführt (Mart. 8,55 [56], 19f.; 14,185; Stat. silv. 1 praef. 7-9; 2,7,73f.; Suet. vita Lucani p. 50) und darüber hinaus meist in Beziehung zur (pseudo-) homerischen Batracho(myo)machie gesetzt wird (Mart. 14,183-186; Stat. silv. 1 praef. 7-9). Bei dem Epigramm, das einzig Quintilian (8,3,27f.) erwähnt und zitiert, fehlt zwar der Hinweis auf ein Jugendwerk, aber Quintilian hebt auch sonst mehrfach die Ähnlichkeit zwischen Vergil und Homer hervor, so dass ein Grund für die Zuschreibung des Epigramms an Vergil bei dem Redelehrer - nach Zogg - in der Nähe des Epigramms zu den homerischen Epigrammen der pseudo-herodoteischen *Vita Homeri* sowie dem *Margites* gelegen haben könnte (217).

Einen interessanten Einblick in die Entstehungsgeschichte der lateinischen Bibelübersetzung des Hieronymus in Auseinandersetzung mit der paganen Mythologie gewährt schließlich der Aufsatz „Giganten und Sirenen in der Vulgata: Griechischer Mythos in der lateinischen Bibel des Hieronymus“ von KARSTEN C. RONNENBERG im **Heft 73/1 (2016)** der Zeitschrift **Museum Helveticum** (S. 78-96). Wie Ronnenberg aufzeigt, hat Hieronymus die mythologischen Namen teils aus „Traditionsdruck“ und aufgrund mangelnder Alternativen (z. B. bei den Gestirnsnamen Arktur, Orion, Hyaden und Plejaden) aus der griechischen Septuaginta übernommen, teils hat er sie aber auch bewusst beseitigt. Auffällig ist nun, dass Hieronymus an den Stellen, an denen er auch im Lateinischen die Bezeichnungen *gigantes* und *sirenae* beibehalten hat, in seinen exegetischen Schriften häufig in Auseinandersetzung mit den entsprechenden paganen Narrativen (Gigantomachie, Odysseus bei den Sirenen) zeitgenössische Bezüge zu häretischen Richtungen in der Kirche herstellt. Als weiteren Grund für die Beibehaltung dieser Begriffe in Hieronymus' Bibelübersetzung sieht Ronnenberg daher neben „Traditionsdruck“ und „mangelnden sprachlichen Alternativen“ ihren argumentativen Wert in den zeitgenössischen theologischen Auseinandersetzungen (96).

STEFAN WEISE

## B. Fachdidaktik

**AU 2/2016: Religion.** „Seit einigen Jahren spricht man von einer massiven Rückkehr der Religion“ (S. 8) erklärt PETER KUHLMANN im Basisartikel („Religion im griechisch-römischen Kulturraum“, S. 2-9), ohne dies weiter zu belegen, doch bedarf das Thema für einen AU-Band ohnehin keiner großen Rechtfertigung. Im ansonsten sehr gehaltvollen Basisartikel weist Kuhlmann zunächst darauf hin, dass die Antike keine Entsprechung für unseren modernen Begriff „Religion“ kennt, „obwohl oder gerade weil religiöses Handeln den Alltag antiker Menschen in umfassender Weise prägte“ (S. 2). Durch Kontrastierung antiker Konzepte von Religion (lokale Gebundenheit, orthopraxer Charakter, rein kultische Aufgaben der Priester etc.) mit modernen Vorstellungen und Ausformungen (Kirche als eigenständige Institution, der Pfarrer als Seelsorger etc.) erhielten Schüler nicht nur Zugang zu einschlägigen antiken Texten, sondern auch Kompetenz für den modernen theologischen oder auch religionskritischen Diskurs. – Im Praxisteil stellt TAMARA CHOITZ „Die großen Heiligtümer von Olympia und Delphi“ vor (S. 10-19). Zu Olympia gibt es Recherche-Aufgaben unterschiedlichen Formats, die anlässlich der Sommerspiele in Rio in den Unterricht eingeschoben werden sollten. Arbeit an Originaltexten ist nicht vorgesehen, der Aspekt Olympias als Kultort spielt nur eine untergeordnete Rolle. Auch im Abschnitt zu Delphi bleibt die Religion eher ein Aufhänger: Im Mittelpunkt stehen, neben einigen Recherche-Aufgaben, 17 Orakelsprüche (überwiegend griechisch, mit Übersetzung). Die interessante ergänzende Auflistung „Folgeereignisse der Orakelsprüche“ kann den Schülern deren Wirkungsmacht verdeutlichen, auch im negativen Sinne (KROISOS, PYRRHOS). – In einem weiteren Beitrag „Die Religion der Germanen und Gallier aus Sicht der Römer“ (S. 20-23) lässt Tamara Choitz die Darstellung des Druiden Miraculix in den Asterix-Bänden (auch dem neuesten: „Der Papyrus des Caesar“, 2015) mit den Druiden-Kapiteln des *Bellum Gallicum* (6,13-14) und Passagen bei PLINIUS DEM ÄLTEREN (16, 249ff.) vergleichen. Während man bei Plinius ganz konkret fündig wird (weißes Gewand,

goldene Sichel, Mistelschneiden auf Eichen, Brauen von Tränken), übt Miraculix keine der von Caesar beschriebenen Tätigkeiten von Druiden im Bereich Gerichtsbarkeit, Religion und Unterrichtung der Jugend wirklich aus. Für eine Ergänzung der Caesar-Lektüre bietet sich dieser Ansatz also durchaus an, doch scheint es fraglich, ob mit dem neuen Asterix-Band „der kleine Gallier und seine Freunde [...] wieder für die heutige Schüler-Generation präsent“ sind (S. 20) und man somit eine besonders große Motivation voraussetzen darf. – Einen interessanten Vergleich von Tacitus' Beschreibung der Religion der Germanen (*Germania* 9,10; ferner 39,40,43; *Annalen* I,61) und der germanischen Kultstätte in Niederdorla (Thüringen) schlägt ANGELIKA DAMS-RUDERSDORF vor („Die Opferplätze von Niederdorla“, S. 24-26). Literarische Darstellung und historische Realität sollen in zwei Gruppen untersucht und dann verglichen werden (Kultstätten, Götterdarstellung, Opfer). Als Ergebnis wird erwartet, „dass Tacitus' Bericht teils die Gegebenheiten korrekt wiedergibt – zumindest im Kern –, teils aber auch nicht zutrifft oder nur zum Teil“ (S. 26, Details ebd. im Kasten unten). Das klingt kompliziert und ist es auch. Ein Beispiel: Tacitus behauptet (*Germania* 9), dass die Germanen ihre Götter nicht *in ullam humani oris speciem* darstellen, doch wurden in Niederdorla Idolfiguren und Pfahlgötter gefunden. Sicherlich ist der Oberstufenunterricht kein Hochschulseminar, doch sollte er im Sinne wissenschaftlicher Propädeutik auch hier zumindest ansatzweise eine Diskussion und Bewertung der Ergebnisse fordern und begleiten: Vereinfacht Tacitus bewusst, um seine Leser nicht zu überfordern? Steht er als Historiker in antiker ethnographischer Tradition und gibt somit eine eher schablonenhafte Darstellung fremder Völker? Ist er zu sehr in der römischen Vorstellungswelt befangen? Sind seine Quellen zu ungenau? – BENEDIKT SIMONS lässt Schüler im Rahmen einer gespielten Senatssitzung die Frage verhandeln, ob der (orgiastische) Kybelekult in Rom eingeführt werden soll, wie es 204 v. Chr. während der Auseinandersetzung mit HANNIBAL geschah („Die Einführung des Kybelekults in Rom“, S. 27-33). Grundlage für beide Parteien sind LIVIUS 29,10,4-13,11 (als AB aufbereitet)



und einschlägige Wikipedia-Artikel. Die Befürworter übersetzen zudem einen Bericht über die „erfolgreiche“ Überführung des Aeskulap 205 v. Chr. (Livius 10, 476f.). Ein Filmausschnitt (TV-Serie „Rome“ [Hinweis: auch auf YouTube]) und ein weiterer Text (PRUDENTIUS, *Peristephanon* 10, 1016-1040, zweisprachig) geben Einblick in den grausigen Taurobolium-Ritus des Magna-Mater-Kultes. Eine ergiebige Schüler-Debatte wird hier allerdings nur nach gründlicher Vorbereitung der Schüler und Steuerung durch die Lehrkraft (Simons S. 30ff.) gelingen. – STEPHAN FLAUCHER stellt „Das Carmen saeculare des Horaz. Ein ‚Jahrhundertlied‘“ vor (S. 34-39). Durch Lektüre und Interpretation sollen die Schüler für die „Verknüpfung von Dichtung, Religion und Politik“ (S. 34) sensibilisiert werden. Schwerpunkte bilden dabei die Verbindung von Liedstruktur und Festprogramm (*Ludi saeculares* 17 v. Chr.), die besonderen Rollen von Diana und Apollon sowie der Charakter als „augusteisches“ Gedicht (Vergleich mit Aen. VI 755ff., 851ff.). – Zur Beschäftigung mit dem Einfluss nicht-römischer Götter rät MATTHIAS LAARMAN („Die Verehrung der Göttin Isis im Römischen Reich“, S. 40-46). Hier wird das Bittgebet des Lucius an Isis aus APULEIUS' *Metamorphosen* (11,2,1-7, kolometrisch aufbereiteter Text) durch Aufgaben zur transphrastischen Vorerschließung, eine Liste „Gattungstypische Elemente des antiken Hymnus“ (S. 45) und ein detailreiches pompejanisches Fresko zum Isis-Kult für den Unterricht aufbereitet. Zu den übrigen Textstellen und religionsgeschichtlichen Ausführungen fehlt allerdings ein didaktisches Konzept. – Für die Lektüre nach PLATONS Apologie des Sokrates oder dem Eutyphron ist IVEN GROSSMANS Unterrichtseinheit „Nicht an (diese) Götter glauben. Religionskritik und Atheismus im 5./4. Jh. v. Chr.“ (S. 47-53) vorgesehen, die sich mit religionskritischen Positionen verschiedener griechischer Autoren auseinandersetzt (XENOPHANES, KRITIAS u. a.). Allerdings gibt der Beitrag, von zwei Arbeitsblättern abgesehen, nur überblicksartig Hinweise zur Textauswahl und ihrer Behandlung im Unterricht. Das vollständige Material muss „per Mail beim Autor angefordert werden“ (S. 48). – Fazit: Die Beiträge berühren wichtige und

interessante Aspekte antiker Religion. Die Chance einer Aktualisierung, etwa im Zusammenhang mit der Islamismus-Debatte (Unkenntnis, Vorurteile, Angst gegenüber fremden Religionen), wurde jedoch verpasst.

**AU 3/2016: Digitale Medien.** Angesichts der rasanten Entwicklung auf dem Gebiet digitaler Medien war es für diesen Band höchste Zeit (der letzte zum Thema „Neue Medien“ erschien vor 14 Jahren). Im Basisartikel „Digitale Medien im altsprachlichen Unterricht“ (S. 2-7) stellen THOMAS DOEPNER und MARINA KEIP zunächst fest, dass von den vier Dimensionen der Medienkompetenz – Medienkunde, Mediengestaltung, Medienkritik und Mediennutzung – vor allem letztere für den altsprachlichen Unterricht Bedeutung hat, die anderen eher im fächerübergreifenden Kontext eine Rolle spielen können. Es folgt eine kurze Darstellung der Themen, mit denen sich die neun Einzelbeiträge des Bandes befassen (Übersetzungsautomaten, Lernplattformen, *ICMM* u. a.). Darüber hinaus sehen Doepner und Keip im Bereich „Elektronische Wörterbücher“ revolutionäres Potenzial für den Lateinunterricht, wenn entsprechende Apps (*Alpheios*, *Navigium*) zum Einsatz kommen, die neben der Übersetzung auch eine Formenbestimmung bieten. – Im Praxisteil rät FLORIAN BARTL zum „Einsatz von Übersetzungsautomaten im Lateinunterricht“ (S. 8-10). Die Übersetzung von PHAEDRUS I, 1 durch *Google Translate* zeigt zunächst vor allem die Schwächen eines Übersetzungsprogramms, doch sollen die Vorstrukturierung der Eingabe und nachträglicher stilistischer Feinschliff das Sprachgefühl der Schüler fördern. Ob das Programm damit zur seriösen Übersetzungshilfe wird, sei dahingestellt (verbesserte *Google*-Version: „*Warum, das Wasser schlammig für mich trinken?*“), doch die empfohlene eine Unterrichtsstunde im Jahrgang 8 bringt den Schülern jedenfalls Spaß und „entzaubert“ zudem *Google Translate*. – STEFAN VOSS sieht in einer internetbasierten Lernplattform das Medium, in dem sich Schüler „niederschwellig über Unterrichtsthemen austauschen und einander helfen können“ (S. 11), angefangen von Eselsbrücken bis hin zu komplexen Glossareinträgen („Das *Moodle*-Lernforum im Anfangsunterricht Latein“, S. 11-14;

mit ausführlichen Hinweisen zur Einrichtung eines Moodle-Forums). – Mit Moodle lässt sich, wie CHRISTIAN REINDL zeigt, auch die verbreitete Übungssoftware *Hot Potatoes* (Kreuzworträtsel, Zuordnungsübungen u. a.) sinnvoll verbinden. So kann die Lehrkraft den Erfolg der Schüler bei einzelnen Übungen kontrollieren und dies zur individuellen Förderung nutzen („Fördern und Diagnostizieren mit einer Lernplattform“, S. 15-19). – „Die Einführung der Vorzeitigkeit im AcI mittels Lernvideos“ möchte DIRK WEIDMANN mit Hilfe des *Inverted Classroom Mastery Model (ICMM)* umsetzen (S. 20-27). Das Prinzip: „Die Lernenden eignen sich unter Rückgriff auf unterschiedliche (digitale) Medienformate sowie unter Berücksichtigung ihres Lerntyps geeignete Fachinhalte im eigenen Lerntempo an und kontrollieren ihren Erkenntnisgewinn mithilfe von Selbsttests, bevor die neu erarbeiteten Inhalte im Unterricht gemeinsam vertieft und angewendet werden“ (S. 20). Dazu entwickelt Weidmann ein ambitioniertes und materialreiches Konzept für zwei Unterrichtsstunden mit Ablaufplan, YouTube-Videos, Arbeitsblättern, Online-Selbsttests, Tandem-Bogen und binnendifferenzierendem Material. Allerdings scheint gerade für ICMM das sachlich richtige, aber wenig inspirierende YouTube-Video zum AcI nicht die optimale Lösung. Sorgfältiger formuliert werden müsste zudem der Lückentext (Umformung zum dass-Satz): „... wohingegen der Infinitiv zu einem finiten Verb wird. Wörter, die innerhalb eines AcIs stehen, werden im Deutschen auch im AcI-Teil übersetzt“ (S. 25). – DIETRICH STRATENWERTH hat einen Arbeitsbogen entwickelt, mit dem Schüler ab Klasse 5 am Beispiel des Themas „römischer Triumphzug“ zur sicheren und sauberen Internet-Recherche angeleitet werden sollen („Suchet! Doch werdet ihr auch finden?“, S. 28-31). Im Hinblick auf spätere schriftliche Arbeiten sollte man bereits hier auf den besonderen Umgang mit wörtlichen Zitaten hinweisen. Ansonsten hat der Bogen sicherlich eine positive, da disziplinierende Wirkung. – INES LADEHOF zeigt, wie Schüler eigene Lesevorträge mit dem Programm *Audacity* aufnehmen und durch Musik und Geräusche unterlegen können (Textgrundlage: Aeneis IV, 252-263). Dabei werden Schüler wie Lehrer

durch ausführliche Anleitungen unterstützt. Schade, dass es kein Beispiel eines gelungenen Vortrags als Download gibt („Interpretierender Lesevortrag in Latein“, S. 32-35). – Eine Ergänzung der Übersetzungsarbeit *prae, dum* und *post* stellt SEBASTIAN KRINNER vor: „*Tabulae moveantur!* Bildverfilmung im altsprachlichen Unterricht“ (S. 36-42). Mit PowerPoint oder dem Programm *PhotoFilmStrip* bereiten Schüler geeignete, einen Übersetzungstext illustrierende Bilder (etwa Historien Gemälde) als Bildsequenz auf. Dies verlangt nicht nur Kreativität, sondern vertieft auch das Textverständnis. Dabei sollen die Schüler auch Untertitel und Ton verwenden sowie „sprachliche in filmische Stilmittel übersetzen“ (S. 36). Die Beispiele auf S. 38 leuchten allerdings nicht alle unmittelbar ein: Entspricht dem „Gesetz der wachsenden Glieder“ wirklich ein „Zoom-out“? Wie schon bei Ladehof hätte man sich ein Beispiel gewünscht. – Eher an Einsteiger richtet sich LARS THODES Beitrag „*Tabula candida*. Anwendungsmöglichkeiten des interaktiven Whiteboards für eine schülerorientierte Spracharbeit“ (S. 43-47). Das Whiteboard macht das bisherige Medien-Arsenal aus OH-Projektor, Beamer, Filmgerät, Landkarten, CD-Player usw. überflüssig. Neben den vielfältigen Möglichkeiten für die Formen- und Textarbeit (etwa durch Visualisierung und Beschriftung; verschiebbare Text- und Graphikelemente) stellt Thode auch SMART-Software vor (v. a. spielerische Übungsformen). Bei aller spürbaren Begeisterung fehlt nicht der warnende Hinweis, dass das Whiteboard „zur Verstärkung des Frontalunterrichts verleitet“ und deshalb „richtig eingesetzt“ (S. 47) werden muss, also: durchdacht und wohl dosiert. – Im Magazin hat DENNIS GRESSEL „Apps für den altsprachlichen Unterricht“ zusammengestellt und kurz beschrieben (S. 48-53), fast alle für Android und Apple. Hier eine Auswahl der insgesamt 14 Apps mit ihrer Hauptfunktion: *Explain everything*: Texte und Bilder zoomen, drehen, markieren; *MindNode*: MindMaps erstellen; *Bitsboard* und *Quizlet*: Spielerische Wortschatzarbeit; *Phase 6*: Vokabelabfrage (Vokabeln fast aller modernen Lehrwerke verfügbar); *Sofatutor*: Lernvideos. – Fazit: Digitale Medien müssen im altsprachlichen Unterricht, will er modern und

attraktiv bleiben, eine wachsende Rolle spielen. Dieser AU-Band greift mit seinen Beiträgen informativ und anregend wichtige Bereiche und Aspekte zum Thema auf. Er sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

ROLAND GRANOBBS

**Gymnasium, Heft 123/1 (2016)** enthält folgende Beiträge: A. PATAY-HORVÁTH: „Ein neuer Vorschlag zum Ursprung der Olympischen Spiele“, 1-24. – O. SCHELSKE: „Herodots ‚Metahistory‘ im Kontext von Sophistik und Rhetorik“, 25-44. – R. SCHEERLINCK: „Zur Intention von Senecas *De Clementia*“, 45-72. – K. BRODERSEN: „Sonnenuhren bei Cetus Faventinus“, 73-84. M. Cetus Faventinus schuf im 3. Jh. n. Chr. ein kleines Werk über Privatarhitektur, an dessen Schluss er zwei Sonnenuhren – *horologium Pelignum* und *hemicyclium* – vorstellt. In Auseinandersetzung mit dem letzten Einzelartikel dazu zeigt der Beitrag, dass beide Uhren, wie vom antiken Autor angekündigt, nach derselben *ratio* gestaltet sind. Das *Pelignum* erweist sich dabei nicht etwa als horizontale, sondern – wie das *hemicyclium* – als einfache vertikale, nach Süden ausgerichtete Sonnenuhr mit Gnomon; bei letzterem wirft ein Lichtöhr seine Markierung nicht etwa auf ein halbkugelförmiges (*hemisphaerium*), sondern – wie beim *Pelignum* – auf ein halbkreisförmiges (eben *hemicyclium*) flaches Ziffernblatt. Die Angaben des Cetus Faventinus zu beiden Uhren erweisen sich damit als konsistenter und genauer als bisher angenommen.

In **Heft 123/2 (2016)** sind zu lesen: Z. ADORJÁNI: „Nochmals zu dichterischen Etymologien. Pind. O. 2,53-56 und Bakchyl. 13,228-231“, 105-114: In diesem Beitrag werden zwei durch Formen von ἔτυμος angekündigte poetische Etymologien, d. h. Volksetymologien mit dichterischem Potenzial, bei Pindar und Bakchylides untersucht. Bei Pind. O. 2,53.56 geht es um die Verbindung des Wortes φῶς/ἄνῆρ mit Licht, bei Bakchyl. 13,228-231 um die Assoziation der Muse Kleio mit κλέος und λαός. Somit werden die betreffenden Textstellen um neue Bedeutungsnuancen bereichert und das etymologische Spiel als sinnstiftendes poetisches Ausdrucksmittel bei den Chorlyrikern in ein schärferes Licht gerückt.

– W. STROH: „*Citius altius fortius?* Was die Antike über den Fortschritt dachte“, 115-144.

Im Titelthema der Zeitschrift **Antike Welt 3/2016** geht es um „Schlaf, Träume und Traumdeutung“. In den Kulturen des Altertums wurde Träumen bekanntlich eine große Bedeutung beigemessen, die sich in zahlreichen Facetten der Kulturgeschichte niedergeschlagen haben. Es gab verschiedene Ebenen der Annäherung an den Traum: vom individuellen Erleben, über religiöse und säkulare Deutungen bis hin zum Einsatz in der ‚Politikberatung‘, wie der Heidelberger Ordinarius für Assyriologie, Stefan Maul, es formulierte. An der Kulturarbeit am Traum beteiligten sich in der Antike alle gesellschaftlichen Schichten. In „Traum und Traumdeutung in der klassischen Antike“ (13-19) führt CHRISTINE WALDE ein und stellt die vielfältigen Formen der Traumdeutung vor, die gerade in den letzten 20 Jahren verstärkt ins Zentrum altertums- und kulturwissenschaftlicher Forschung gerückt sind. – Nach dem Modell von Epidauros – „Persönliche Begegnung mit dem Gott“ – wiesen viele Heiligtümer der griechischen und römischen Antike einen mit dem Tempel verbundenen heiligen Bezirk mit Altar, Brunnen und abgeschiedener Inkubationshalle auf, die eine Vielzahl von Liegeplätzen für das Ritual des Heilschlafs bot. Die Ergebnisse aktueller altertumswissenschaftlicher Untersuchungen stellt ANNEMARIE AMBÜHL vor: „Der antike Asklepios-Kult – Heilung im Traum“ (20-24). – Der Klassische Archäologe P. SCHOLLMAYER wendet sich dem Schlaf im Athen des 5. Jhs. v. Chr. aus einer ganz anderen Perspektive zu: „Schlaf und Erotik. Die etwas andere Traumfrau“ (25-30). Wie kommt es, dass erotische Szenen auf Symposiongeschirr häufig eine schlafende Mänade zeigen, die von Satyrn belästigt wird? – Zum Abschluss des Titelthemas macht CHRISTINE WALDE mit dem bekanntesten Vertreter der Traumdeutung in der Antike bekannt, Artemidor von Daldis: „Ein Leben für die Traumdeutung – Artemidor und seine *Oneirokritika*“ (31-39). Auf seinen weiten Reisen durch das Imperium Romanum, die ihn auch nach Rom führten, erforschte er die verschiedenen Traumdeutungsmethoden.



Die Sonderausstellung „Nero – Kaiser, Künstler und Tyrann“, die bis zum 16. Oktober 2016 im Rheinischen Landesmuseum in Trier gezeigt wird, ist Anlass für die Wahl des Titelthemas „Nero“ in **Heft 4/2016** der Zeitschrift **Antike Welt**. Kaum ein römischer Kaiser weckt – wie die Ausstellung belegt – so viel Interesse wie Nero (54-68 n. Chr.). Lange Zeit erfreute er sich bei der Bevölkerung großer Beliebtheit. Erst mit zunehmender Regierungsdauer verlor er den Bezug zur Realität. Überraschende Forschungsergebnisse zeigen den Herrscher, dessen Name bislang oft mit maßloser Verschwendungssucht, Größenwahn und Grausamkeit verbunden wird, dabei in anderem Licht.

In den jungen Kaiser, der 54 n. Chr. die Herrschaft antrat, setzte die Bevölkerung des Römischen Reiches große Hoffnungen. Auch der spätere Kaiser Trajan soll laut einer spätantiken Überlieferung die ersten fünf Regierungsjahre Neros als vorbildhaft gelobt haben. Wo lässt sich also die Bruchlinie ziehen, die das negative Image des Kaisers bis heute geprägt hat? Die strengen Normen der römischen Nobilität, der *mos maiorum*, gaben einen engen Rahmen für den jungen Kaiser vor, von dem er sich ganz offensichtlich nicht auf Dauer einengen lassen wollte. Erste zaghafte Versuche, die Grenzen auszutesten bzw. zu überschreiten, wurden bald von eindeutigen Brüchen mit der Tradition abgelöst, die für immer mehr Skandale sorgten. Unser Bild der Regierungszeit Neros wird hauptsächlich von schriftlichen Quellen geprägt, die sehr viel später entstanden. Doch was erlauben die Texte von Zeitgenossen des Kaisers für Rückschlüsse auf die römische Gesellschaft und ihre Vorstellungen in der Zeit von 54 bis 68 n. Chr.? Interessante Schlaglichter können unseren Blick korrigieren. In einer Welt, in der Loyalitäten stark mit traditionellen Vorstellungen verbunden waren, verlor Nero bald fast den kompletten Rückhalt in den unterschiedlichen Gesellschaftsschichten: Die Senatoren, das Militär, die Einwohner Roms und der Provinzen wandten sich von Nero ab. Fünf Autoren widmen sich Nero und seiner Zeit: KATHARINA ACKENHEIL: „Neros Herrschaftsantritt 54 n. Chr. – Der Beginn ‚goldener Zeiten‘“ (8-12). – KORANA DEPPMEYER: „Die Kunst der

Verfehlung – Kaiser Nero auf Abwegen“ (13-19). – F. UNRUH: „Herrschaft oder Selbstbeherrschung – Neros Zeit im Blick der Zeitgenossen“ (20-25). – MARIA CARMEN D’ONZA: „Germanische Bodyguards – Leibgardisten am kaiserlichen Hof in Rom“ (26-29). – L. SCHWINDEN: „Der ‚Bataveraufstand‘ – Rheintruppen, Treverer und Bataver in der Krise nach Neros Ende“ (30-34). – „Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. ‚Aut prodesse volunt ...‘“ – darüber schreibt K. BARTELS in der Rubrik „Geflügelte Worte“ (97).

**Heft 1/2016** der Zeitschrift **CIRCULARE** zeugt von den vielseitigen Aktivitäten der österreichischen Klassischen Philologen. „Der neue Lehrplan aus Latein“ und der Stand der Entwicklung wird thematisiert von R. GLAS und R. OSWALD (2f). – „Die aktuelle Situation des Unterrichts in den klassischen Sprachen in Österreich“ beleuchtet F. LOŠEK (4-6). – J. PFEIFER berichtet vom „XXVIII. Certamen Olympicum Latinum et Graecum“, der 28. Bundesolympiade in Drosendorf an der Thaya (NÖ) vom 18.-22. April 2016 (S. 3-5, Seitenangaben falsch angegeben); den Festvortrag bei dieser Veranstaltung hielt K. SMOLAK: „Der Ciceronianus des Erasmus von Rotterdam: Ein europäischer Modellfall“ (6-10). – LISA KOS stellt die Fortsetzung der Grazer Latein-Zeitschrift *Quodlibet* vor: „1,2,3 – Das QUODLIBET schlüpft (wieder) aus dem Ei!“ (11f; vgl. <http://das-quodlibet.jimdo.com>). – RENATE OSWALD wirft einen Blick in ein Buch von Klaus Bartels, das längst zum Standardwerk geworden ist und mehrere Dutzend Auflagen erlebt hat: „*Habent sua fata libelli* – Das ‚Veni vidi vici‘ fünfzig Jahre alt“ (816). – Von der „2. Tagung zur Didaktik der alten Sprachen in Österreich – Forschung und Praxis im Dialog, Salzburg 27.-28. Februar 2016“ (17) berichtet M. M. BAUER; die nächsten Jahrestagungen finden in Graz und Innsbruck statt. – W. J. PIETSCH erinnert in einem Nachruf an den „einfühlsamen Lateinlehrer“ und „eifrigsten und fruchtbarsten Übersetzer antiker Literatur der Steiermark“, an Franz Loretto: „*In memoriam* Franz Loretto“ (19).

Zwei fachdidaktische Artikel findet man in der Zeitschrift **Die Alten Sprachen im Unterricht Heft 1/2016**: VERENA HUPF: „Binnendifferenzierung als Aufgabe anhand von Caesars *De bello*



*Gallico* 1,27f.“ (7-25). – CHRISTINE STADLER: „Texterschließung in Latein – ein alternatives Schulaufgabenkonzept“ (26-42).

Erschienen ist im Frühjahr 2016 der **Band 17** von **PRO LINGUA LATINA** des gleichnamigen Aachener „Vereins zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit“ im Umfang von 194 Seiten und einer Auflage von 400 Exemplaren (vgl. <http://www.pro-lingua-latina.de/pll17.htm>). Das vollständige Inhaltsverzeichnis finden Sie hier: [http://www.pro-lingua-latina.de/index\\_html\\_files/Inhaltsverzeichnis%20PLL-17.pdf](http://www.pro-lingua-latina.de/index_html_files/Inhaltsverzeichnis%20PLL-17.pdf). Das neueste Heft zeugt wie alle vorherigen vom beeindruckenden Engagement des Vereins und seiner Mitglieder. Fünfzehn Beiträge von mehr als 40 seien hier genannt: Am Anfang steht ein Nachruf auf RENATE KRONAUER, die als Mitbegründerin und langjährige Vorsitzende entscheidend am Aufbau des Vereins beteiligt war und am 30. Januar 2016 nach schwerer Krankheit in Berlin verstorben ist. – H. KRÜSSEL, der die Kunst des Chronogramm-Schreibens wiederbelebt hat, sammelt solche Kleinkunstwerke seitenweise (6-15). – R. HENNEBÖHL schreibt über „Amor und Psyche. Kreativität im Lateinunterricht“, ein Werk, das in der Rezeptionsgeschichte eine ungeheure Wirkung entfaltet hat (23-30). – TH. KADELBACH berichtet von einer ungewöhnlichen Entdeckung: „Vergils Signatur in der ‚Aeneis‘ entdeckt. Wasserzeichen der Poesie“ (31f): „Angesichts der Tatsache, dass die Aeneis während mehr als zweitausend Jahren gelesen, kommentiert und interpretiert wurde, erscheint die Vorstellung einer völlig neuen Entdeckung in diesem klassischen Text auf den ersten Blick wenig wahrscheinlich. Genau eine solche will aber der Tessiner Philologe Cristiano Castelletti gemacht haben ... In einer kürzlich in der Fachzeitschrift *Museum Helveticum* veröffentlichten Studie zeigt er, wie sich in den ersten vier Zeilen des Epos die Signatur des Dichters in Form eines Akrostichons identifizieren lässt – das heißt als Figur, in der die ersten und (in diesem Fall) die letzten Buchstaben mehrerer

Verszeilen ein Wort, einen Namen oder einen Satz ergeben. ... Das Akrostichon enthüllt sich, wenn die ersten und letzten Buchstaben der vier Verse in jeweils abwechselnder Richtung gelesen werden: *A STILO M(aronis) V(ergili)* – ‚aus dem *stilus* (Griffel) des Vergil Maro.“ (31) – Es folgt die wissenschaftliche Darstellung der These eines *Signum Vergili Maronis*: C. CASTELLETTI: „Following Aratus' plow. Vergil's signature in the Aeneid“ (33-42). – Abgedruckt ist die Facharbeit von ALEXANDRA HERBST: „Die Kunst der Verdächtigung. Tacitus und die Rolle Neros beim Brand Roms“ (43-53). – H. KRÜSSEL berichtet von einer Exkursion zum Bodensee und nach St. Gallen unter der Überschrift „Auf Schatzsuche auf der Reichenau“ (55-61). – Über diese Reise gibt es noch weitere Beiträge: J. BAUMGARTEN: „Wenn Bücher Recht haben. Zeugnisse der Rechtsentwicklung in Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen – Eine Ausstellung“ (63-67). – H. KRÜSSEL: „Eine Rekonstruktion der Tituli von St. Georg. Ein beeindruckendes rätselhaftes Bildprogramm auf der Reichenau“ (68-74). – H. KRÜSSEL: „Aus kleinen Verhältnissen zum Poeten der Reichenau. Ein Einblick in das poetische Wirken Walahfrid Strabos“ (77-85). – Weitere Beiträge sind unbedingt zu nennen, etwa „Ein Leben für Latein. Ein bewegtes Leben von Harry Schnur“ (86-94) und „*Ut per nos infra fiat divina voluntas*. Harry Schnurs Widerstand gegen die Banalität des Bösen im Eichmannprozess“ (95-105), beide von H. KRÜSSEL. – Vom selben Autor: „Fass ohne Boden. Gedanken zum Ursprung eines europäischen Stichwortes. Eine Spurensuche bei Ovid und Horaz“ (122-133). – Drei Schülerarbeiten seien noch genannt: ANTONIA L. HINZE: „Catos Kampf gegen die *Lex Oppia* (Livius 34,1ff.). Die Rolle der Frau in der römischen Gesellschaft und heute“ (143-150). – CEYLAN KARADAŞ: „Cicero – ein begnadeter Selbstdarsteller der Antike und ein Vorbild für heute?“ (151-157). – J. KÜHLE: „Die Flüchtlingskrise. Eine Neuauflage der Völkerwanderung im Römischen Reich?“ (159-163).

JOSEF RABL

## Besprechungen

Oliver Schütze (Hg.): *Kleines Lexikon griechischer Autoren*, Stuttgart (J.B. Metzler) 2015. 176 S., EUR 16,95 (ISBN 978-3-476-02706-1).

Oliver Schütze (Hg.): *Kleines Lexikon römischer Autoren*, Stuttgart (J.B. Metzler) 2015. 176 S., EUR 16,95 (ISBN 978-3-476-02707-8).

Die hier anzuzeigenden, ansprechend gestalteten und handlichen Bände reihen sich in gleich mehrfacher Hinsicht ein: zum Einen gehören sie in die bekannte Großfamilie lexikalischer Handbücher des Stuttgarter Metzler Verlages zu (u. a.) Sprache (hg. v. H. GLÜCK, <sup>4</sup>2010), Literatur (hg. v. G. & I. SCHWEIKLE <sup>3</sup>2007), Philosophie (hg. v. PRECHTL / F.-P. BURKARD, <sup>3</sup>2008), Antike (hg. v. K. BRODERSEN / B. ZIMMERMANN, <sup>2</sup>2006) und Antiker Literatur: Autoren-Gattungen-Begriffe (hg. v. B. Zimmermann 2004), zum Anderen in eine von dieser ausgehenden Untergliederung, die ‚Basisbibliothek Antike‘, und stehen dort neben dem ‚Kleinen Lexikon mythologischer Figuren der Antike‘ oder der ‚Kleinen Einführung in die Altertumswissenschaft‘. Zugleich sind sie unmittelbare Ableger von ‚Metzlers Lexikon antiker Autoren‘ aus dem Jahr 1997, indem durch den Herausgeber aller dreier Lexika O. SCHÜTZE aus den dort versammelten 460 Artikeln eine für die griechische wie römische Literatur repräsentative Auswahl von Texten zu den wirkmächtigsten Schriftstellern des Altertums veranstaltet worden ist.

Beide Sammlungen verstehen sich ausdrücklich (S. 176) als Lesebücher, und somit ist auf jede Form wissenschaftlichen Apparates (Fußnoten, Literaturangaben, Indices) ebenso verzichtet wie auf Einleitung oder zusammenfassende Schlussworte – hierfür ist wiederum auf den gemeinsamen ‚großen Bruder‘ verwiesen sowie die einschlägigen Literaturgeschichten von A. LESKY (<sup>3</sup>1971) bis M. v. ALBRECHT (<sup>3</sup>2012). Notwendigerweise bleiben die Ergebnisse der jüngsten Forschung (Homer) bei Texten, welche einem 1997 erschienenen Gesamtwerk entstammen, unberücksichtigt und sind auch nicht nachträglich mehr eingearbeitet worden. Die Verfasser/innen der Porträts zeichnen ihre Autoren (SAPPHO ist der einzige weibliche ‚Leuchtturm‘ – dafür

haben wir im ‚Lexikon antiker Autoren‘ LAA noch KORINNA oder PRAXILLA) mit erkennbarer Sympathie, um sie einem offenkundig avisierten breiteren Leserkreis zur Lektüre zu empfehlen.

Die Auswahlen umfassen 30 (LGA) bzw. 27 (LRA) Artikel von zwischen 2 und 12, im Schnitt 4 Seiten. Die Spanne der Literaten reicht bei ‚den Griechen‘ vom Gründungsvater Homer bis zu den Romanciers LONGOS und HELIODOR ins 2./3. Jh., bei den Römern (man vermisst auch im kleineren Kreis den ersten Nationaldichter ENNIUS) von den Bearbeitern der hellenistischen Neuen Komödie bis zum spätantiken BOETHIUS. Fachschriftsteller (VITRUV; Grammatiker und Rhetoren) sind demnach nicht vertreten, christliche Autoren (CLEMENS VON ALEXANDRIA, LAKTANZ), Apologetik (TERTULLIAN), *Patres Graeci* (EUSEBIOS VON CÄSAREA) und *Latini* (AUGUSTINUS) erforderten wiederum ein eigenes ‚Kleines Lexikon der ...‘. Vor- und Nachsokratik sind zu stark fragmentiert; Ausflüge ins lateinische oder byzantinische Mittelalter unterbleiben. Die einzelnen, in alphabetischer, also nicht chronologischer oder gattungstheoretischer Folge angeordneten Essays lesen sich ausgesprochen gut und flüssig; sie geben Aufschluss über die Lebensumstände, aus denen heraus die Schriftsteller sprechen, über (vermutet) subjektiv-Autobiographisches im Umfeld der römischen Elegie, über die politischen Umbrüche für ALKAIOS auf Lesbos (Kampf der Adelspartei um ihre Vormacht), über die gesellschaftliche Situation für POLYBIOS und TERENCE in der neuen ‚Heimat‘ (Scipionenkreis), und sie führen anhand der Hauptpunkte des literarischen Schaffens werkbeschreibend und interpretierend auch in deren jeweilige Weltansicht samt Rezeption bis in die Moderne ein, etwa die Humanität eines Terenz *homo sum: humani nil a me alienum puto* (LRA, S. 153). Der Gedichtkranz der älteren Sulpicia im 3. Buch des *Corpus Tibullianum*, die sich im Literatenzirkel ihres Onkels (und Gönners TIBULLUS) MESSALA CORVINUS bewegte, bleibt unerwähnt (aber LAA, S. 675 f.); MAECENAS und sein Kreis werden für VERGIL (S. 166), HORAZ (S. 40) und PROPERZ (distanziert,

S. 111) jedenfalls angesprochen. Die *Triádes* der attischen Tragiker, der Geschichtsschreibung beiderseits, der Elegiker in Rom sind vertreten, die Beredsamkeit in Athen bloß durch DEMOSTHENES: als Stilisten wie als Zeitzeugen wären LYSIAS und ISOKRATES durchaus Desiderata.

Mithin stehen am Beginn der Artikel (exemplarisch hierfür sogleich derjenige zu AISCHYLOS LGA, S. 11-18) die mehr oder weniger gesicherten Daten zu Herkunft und Werdegang der beschriebenen Autoren – soweit nicht in besonderer, spezieller Art wie bei CICERO mit dem Werk verwoben –, gefolgt von Merkmalen der literarischen Gattung, welcher sie angehören, sowie der Stellung des eigenen Tuns darin, ferner seiner Wirkung. Dessen Inhalt und Charakteristik bildet im Wesentlichen dann den Kern der Darstellung: die Leserschaft wird deutend eingeführt in die Daseinskonflikte des griechischen Dramas, mitgenommen durch die Personalien der *Ilias*, die Wechselfälle des ODYSSEUS, die *fata* des *pious* AENEAS, wird den verfassungskritischen und ethischen Grundfragen der hellenistischen Philosophie in Ciceros Oeuvre gegenübergestellt – um literarische *Kephálaia* hier nur anzureißen. Abschließend ist jeweils das Weiterleben der antiken Motive in Mittelalter wie Neuzeit ausgeleuchtet. Daneben ‚kleinere‘ Formen: die Bukolik mit THEOKRIT und VERGIL, ohne CALPURNIUS SICULUS oder NEMESIAN; KALLIMACHOS folgend die Neoterik mit CATULL, das Epigramm mit Kallimachos und MARTIAL (die *Anthologia Palatina* gehört nicht in diesen Rahmen); *satura quidem tota nostra est* (QUINT. X 1, 93) – mit Horaz (S. 39-41) und JUVENAL. Als Klammern zwischen LGA und LRA böten sich der griechisch schreibende Historiker (und Staatstheoretiker) Roms POLYBIOS oder Horaz als römischer Alkaios (S. 20) an.

Eine jede Auswahl hinterlässt notwendig die Frage nach dem, was oder wen sie auslässt: nach THEOGNIS oder SOLON, nach BAKCHYLIDES, nach VARRO oder dem älteren PLINIUS, nach PERSIUS, AMMIANUS MARCELLINUS, CLAUDIAN? Das ist müßig. Die ‚wichtigen‘ Namen sind zu lesen, die geistigen Strömungen in ihren gattungsmäßigen Ausdrucksformen in beiden Sammlungen durch deren markanteste Vertreter bezeichnet,

und die griechische wie die römische ist getreu dem Anliegen der zahlreichen Verfasser/innen auf eine gefällige und stets zugängliche Weise dazu angetan, die Beschäftigung mit ‚ihren‘ Autoren anzuregen und zu befördern.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

*J. Blänsdorf, Vorträge und Aufsätze zur lateinischen Literatur der Antike und des Mittelalters, Studien zur klassischen Philologie. Hrsg. von M. von Albrecht, Bd. 170, Peter Lang Verlag: Frankfurt/M. 2015. EUR 79,95 (ISBN 978-3-631-66648-7).*

JÜRGEN BLÄNSDORF (B.), Professor emeritus der Universität Mainz, versammelt in dem zu rezensierenden Band 25 Vorträge und Aufsätze, die entweder zuvor in einer anderen Sprache (Englisch, Französisch) oder an abgelegener Stelle oder gar nicht publiziert wurden. B. verfolgt nach eigenen Angaben das Ziel, Zugangsweisen zu antiken und mittelalterlichen Texten mit Hilfe der Textlinguistik oder der Erzählforschung vorzustellen, aber auch einen Beitrag dafür zu leisten, die öffentlich geführte Diskussion über Sinn und Zweck des Faches Latein weiter zu führen und ihre „Eingeführung“ zu überwinden (Vorwort). Dabei vertritt B. die Auffassung, dass sich das Erlernen der lateinischen Sprache nur dann lohne, wenn die Dichter CATULL, VERGIL und OVID sowie die Prosautoren CICERO, SENECA und TACITUS im Unterricht behandelt werden. Dies ist ein hochgestecktes Ziel, denn zumindest Autoren wie Vergil und Tacitus wird der Durchschnittsschüler (5 Jahre Unterricht) kaum im Original lesen können. Was wäre die Alternative? Soll man dann gar nicht das Fach Latein belegen? Latein ist ein multivalentes Fach und der Wert des Unterrichts hängt nicht von der Lektüre einzelner Autoren ab, obwohl es natürlich wünschenswert ist, die genannten Schriftsteller im Unterricht zu behandeln.

Erfreulich ist das Faktum, dass B. nicht nur klassische antike römische Autoren vorstellt, sondern auch solche des Mittelalters, die sich der lateinischen Sprache bedienen. Zu einem modernen Lateinunterricht gehört nach Meinung des Rezensenten selbstverständlich auch die Lektüre neulateinischer Texte, denn diese bieten das größte Textcorpus in lateinischer Sprache.

Einige Beiträge befassen sich mit Schriften Ciceros („Cicero erklärt dem Volk die Agrarpolitik“, 83ff.; „Ciceros Anthropologie und Sozialtheorie“, 101ff.; „Römische Staatstheorien“, 119ff.), mit historischen Fragestellungen („Biographische Exkurse in der antiken Geschichtsschreibung“, 133ff.; „Kollektive Unterwürfigkeit und stoischer Widerstand bei Tacitus“, 299ff.; „Nero im 15. und 16. Buch der Annales des Tacitus“, 319ff.) und mit Beobachtungen zur römischen Komödie („Witz – Würde – Wucht. Wirkungsqualitäten antiker, spätantiker und mittelalterliches lateinischer Versarten“, 9ff.; „Überlegungen zu einer Übersetzung des Plautus“, 25ff.; „Eine Komödie der Hoffnungen und Enttäuschungen“, 67ff.). Darüber hinaus hat sich B. intensiv mit Vergil und Ovid beschäftigt („Die Friedensdebatte in Vergils Aeneis“, 149ff.; „Erzähltechnik und psychologische Darstellungskunst in Ovids ‚Metamorphosen‘“, 163ff.; „Deutungsschichten in Ovids Sagen Erzählungen“, 181ff.). Auch das literarische Genos der Fabel hat das Interesse von B. gefunden („Hermeneutische Probleme der Fabeln des Phaedrus“, 205ff.). Philosophische Fragestellungen stehen in folgenden Beiträgen im Vordergrund: „Schwierigkeiten mit dem Glück“, 247ff.; „Lebensgenuss oder Pflichterfüllung?“, 271ff.). Einem sehr komplexen Text gilt folgender Beitrag: „Petrons literarische Universalität und die Anthropologie der *Satyrice*“, 289ff. B. widmet seine Aufmerksamkeit auch religiösen Fragestellungen: „Die Welt der Götter in der römischen Dichtung“, 231ff. und „Götterkult und Verehrung Gottes“, 335ff.. Da B. auch als Spezialist von Inschriften gilt, hat er dieses Sujet beachtet und Informationen über „Alte und neue Inschriften des römischen Mainz“, 359ff. geliefert. Der Infrastruktur widmet B. ebenfalls einen Beitrag: „Drei römische Dichter über Straßenbau und Reiseverkehr“, 375ff.. In die Welt des Mittelalters entführt B. die Leser mit zwei Beiträgen: „Der Ruodlieb – ein mittelalterliches Stände- und Wertepanorama“, 399ff. und „Ein Kreuzzugsepos in Vagantenstrophen“, 401ff.. Seine Interpretation von jüngst gefundenen Pergament-Fragmenten stellt B. in folgendem Beitrag vor: „Griechen – Römer – Araber in Pergament-Fragmenten der Martinus-Bibliothek“, 415 ff..

Da in einer kurzen Rezension naturgemäß keine tiefgreifenden Beobachtungen zu einzelnen Beiträgen gemacht werden können, habe ich zumindest die Titel aufgeführt, um dem Leser einen kleinen Eindruck von der Vielfalt der Themen zu vermitteln, und werde ganz kurz auf drei Beiträge etwas näher eingehen.

Mit den *Satyrice* hat PETRON ein außergewöhnliches Opus geschaffen, das als hochliterarisches Kunstwerk gelten darf. B. vermochte nachzuweisen, dass fast alle poetischen Gattungen und auch die in Prosa Berücksichtigung fanden. Er vertritt die Auffassung, dass Petron die Haupthandlung und die Episoden nach dem Zufallsprinzip angeordnet hat und folgt demnach „der Realität des Lebens, in der sich immer die Absichten und der bloße Zufall mischen“ (295). Außerdem ist es B. zufolge dem antiken Autor gelungen, in den *Satyrice* Aspekte des gesamten römischen Lebens zu präsentieren. Die Erkenntnisse B.'s sind durch umsichtige Analysen und die Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur entstanden. Konsequenterweise sollte das Hauptwerk Petrons wieder verstärkt im Lateinunterricht gelesen werden.

In seinem Beitrag über NERO arbeitet B. heraus, dass „Tacitus die Schilderung so gestaltete, dass das Scheitern schon im Beginn einer Unternehmung angelegt scheint und dass die Gründe dafür durch die direkte Bewertung durch den Historiker oder seine Methode des impliziten Autorenkommentars – durch den Kontrast zwischen Absicht und Erfolg – erkennbar werden“ (323). B. steht in einer langen Tradition in der negativen Beurteilung dieses Kaisers, z. B.: „Niemals zog er aus irgendeinem Fehlschlag eine Lehre“ (330) oder: „Die Schilderung der Zuschauer, die nicht wagten, den Schauplatz zu verlassen, damit der Kaiser seinen Beifall erhielt (ann. XVI,5,2), erinnert an makabre Praktiken des Stalinismus“ (332). Am Ende seines Beitrags listet B. eine Reihe von Gründen des Scheiterns auf (333f.). Die Organisatoren der Ausstellung: „Kaiser, Künstler und Tyrann“ in Trier (14.05-16.10.2016) versuchen dagegen, ein Gesamtbild dieses Kaisers zu präsentieren und nicht den Tyrannen und grausamen Christenverfolger und großenwahnsinnigen Brandstifter in den



Vordergrund zu rücken, sondern ihn auch als Schauspieler, Musiker, Politiker, Bauherr und Selbstdarsteller zu charakterisieren (vgl. auch den zur Ausstellung publizierten Katalog).

Einige Druckfehler sollten bei einer Neuauflage korrigiert werden; S. 148: *La méthode historique des Polybe* (richtig: *de*); S.221: *Nachilfe*, richtig: *Nachhilfe*; S. 311: *Niccoló* Macchiavelli, richtig: *Niccolò*; S. 334: Schmidt, E.A., *Die Angst der Mächtigen in den Annalen des Tacitus*, WSt 16, 1982, 274, richtig: 274-287; S. 375: Théophile Gautier (1811-182), richtig: 1882; S. 377: Zwölf-tafelgesetz, das auf das 4. Jh. v. Chr. zurückgeht, richtig: 5. Jh. v. Chr.; S. 385: des im Jahr 43 ermordeten C. Julius Caesar, richtig: 44; S. 414: es fehlt der Vorname bei WENTZLAFF-EGGEBERT: F.- W.

Etwas gewöhnungsbedürftig sind folgende Sätze, S. 222: „Phaedrus *agiert* geradezu vor, wie er...“; S. 325: „Er *überlegte* immer wieder über die Provinzen des Orients“; S. 380f.: „Und *das Fahren* waren nicht schnell, sondern die Radscheiben verlangsamten die behinderte Reise“.

Der Begriff „Stichwortverzeichnis“ müsste eigentlich ersetzt werden durch Fundstellenverzeichnis (441ff.), denn die Angaben enthalten im Wesentlichen Hinweise auf Autoren und Textstellen, über die B. im Buch Aussagen getroffen hat. Die Behauptung, CATO sei ein Griechenhasser (S. 120), hat DIETMAR KIENAST in seiner Dissertation bereits im Jahr 1954 überzeugend widerlegt (*Cato der Zensor. Seine Persönlichkeit und seine Zeit. Mit einem kritischen durchgesehenen Neuabdruck der Redefragmente Catos*. Heidelberg 1954).

Insgesamt kann festgestellt werden, dass die Beiträge zahlreiche Facetten der römischen Kultur und der lateinischen Literatur in Antike und Mittelalter vorstellen und verschiedene Methoden des Faches präsentieren. Aufgrund seiner großen Belesenheit und Kenntnisse vermag es B., Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit den genannten Autoren und Texten zu bieten. Ihm gelingt es, auch unter Einbeziehung des jeweiligen Forschungsstandes, das Interesse des Lesers zu wecken. Dieses Buch sollte jeder, der sich für die lateinische Literatur in Antike und Mittelalter interessiert, in der privaten Bibliothek haben.

DIETMAR SCHMITZ

*Arbogast Schmitt: Wie aufgeklärt ist die Vernunft der Aufklärung? Eine Kritik aus aristotelischer Sicht. (Studien zu Literatur und Erkenntnis, hrsg. von J. Küpper u. a., Bd. 7). Heidelberg 2016, 472 S., EUR 42,- (ISBN 978-3-8253-6461-8).*

Wenn der Epochenstreit um die Legitimität der Neuzeit ungeachtet aller inzwischen vorgenommenen Differenzierungen und Relativierungen im Ganzen wohl noch immer als gegen die Antike und das Mittelalter entschieden gilt, so könnte der Titel des neuen Buches von ARBOGAST SCHMITT (S.) für nicht wenige Leserinnen und Leser in gewisser Weise durchaus provokant erscheinen. Ist es doch gerade die aufgeklärte Vernunft, die im allgemeinen Bewusstsein genau den Punkt markiert, hinter den es ein Zurück nicht geben könne, von der sich das Überlegenheitsgefühl der Neuzeit und Moderne gegenüber anderen Epochen oder auch Kulturen herleitet. Das Buch ist aber, auch wenn es mit großem Engagement und gewollt parteiisch sein Anliegen verfolgt, durchaus nicht in polemischer Absicht geschrieben. Es nimmt vielmehr die unbestrittenen Begründungsprobleme zahlreicher neuzeitlicher und moderner Positionen gerade auch auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie zum Anlass einer kritischen Prüfung und stellt die Frage, ob ARISTOTELES' differenzierte und substantielle Analysen zum Thema einen Beitrag zu einem konsistenten Vernunftbegriff leisten, der es wert ist, nicht nur in einem historischen Sinne, sondern sacherschließend in die Diskussion eingebracht zu werden, der sich gegebenenfalls sogar als überlegen erweist (43). S. hält eine solche Auseinandersetzung in der Sache für möglich unter der Voraussetzung, dass man „das auffällige Andere und Fremde“, „die voraufgeklärte Vernunft nicht einfach zur Vorgeschichte der aufgeklärten“ (14) macht und nicht lediglich oder auch nur vorrangig unter dem Gesichtspunkt betrachtet, was in Bezug auf die Errungenschaften der Neuzeit / Moderne „noch nicht“ oder „auch schon“ erreicht sei.

Da es sich hierbei um ein gewaltiges Vorhaben handelt, das mehr als 2000 Jahre Philosophiegeschichte und eine Fülle darin verhandelter komplexer Probleme sowie eine kaum noch zu überblickende Forschung in den Blick nimmt, gehe

ich im Rahmen der Rezension zunächst auf S.s Analysen und Darstellung der aufgeklärten Vernunft ein und kann die Kritik daran, die S. zufolge aus aristotelischer Perspektive anzubringen wäre, nur exemplarisch von wenigen ganz grundsätzlichen Aspekten anzudeuten versuchen. Die vielen Aspekte aristotelischen Philosophierens, die S. darüber hinaus umfassend erschließt und entfaltet, darzustellen, bedürfte einer eigenen Rezension.

Als Mitte der Selbstdefinition der Aufklärung wird man ohne Zweifel die Auffassung benennen können, dass in ihr – im Gegensatz etwa selbst zu Aristoteles, der Denken immer noch wie einen äußeren Gegenstand betrachtet habe – zum ersten Mal ein präzises Verständnis dessen entwickelt worden sei, was die Vernunft zur Vernunft mache, was sie von sich selbst her sei, also ein wissenschaftlich korrekter Begriff der Vernunft überhaupt sowie die souveräne Verfügung des Individuums über ihren Gebrauch. Um diesen und den aristotelischen Vernunftbegriff in ein sachliches Verhältnis zueinander setzen zu können, rekonstruiert S. zunächst in subtilen Interpretationen den durchaus nuancierten Vernunftbegriff der Aufklärung, indem er in den unterschiedlichen Positionen das Gemeinsame aufspürt und festhält (v. a. die Kapitel IV – VIII, 53 – 90). Demnach wird in der Aufklärung der Weg der Erkenntnis von etwas als Überführung von dunklen und undeutlichen in klare und deutliche Vorstellungen beschrieben oder, wie es seit CHRISTIAN WOLFF heißt, von unbewussten in bewusste, als ein Weg vom konfus Wahrgenommenen zum distinkten Begriff. Dieser Übergang vollzieht sich auf dem Weg der (bewussten) Vergegenwärtigung der zunächst nur passiv rezipierten Sinnesdaten, verlässt also die Dimension der Vorstellung nicht, so dass schließlich Vorstellung bzw. Bewusstsein und Denken gleichgesetzt werden konnten. S. charakterisiert diese Position deshalb wie in seinem Buch über die Moderne und PLATON<sup>1</sup> als Vorstellungsphilosophie.

Soll dieser Erkenntnisvorgang, nach dessen Abschluss das erkennende Subjekt über das, was ihm anfangs in unbestimmter Weise einfach gegeben war, jetzt in reflexiv gewonnener, methodisch kontrollierter Form verfügt, erfolgreich besritten werden können, ist er an eine entscheidende

Voraussetzung gebunden, zeitigt Konsequenzen und führt zu nicht wenigen Problemen.

Wesentliche Voraussetzung ist, dass die Gegenstände, die dem Erkennenden gegeben sind, bereits alle Bestimmungen ihres Begriffs in sich enthalten müssen, das Einzelding somit zum wohlbestimmten Gegenstand wird, das Ding zur Sache. In diesem Zusammenhang beleuchtet S. DUNS SCOTUS' erheblichen Anteil an dieser Konstruktion (81-90). Die Konsequenz aber dieses Ansatzes ist, dass die Aufgabe und Tätigkeit der Vernunft auf die nachträgliche Verarbeitung des sinnlich Gegebenen eingeschränkt und auf eine formale Leistung reduziert wird: trennen, gliedern, zusammensetzen, einen usw. Zu den bis heute nicht abgetragenen Hypothesen gehören die kategoriale Trennung des Menschen in rein passiv-rezeptive Vermögen und den ausschließlich spontan-aktiven Bereich des Bewusstseins, zählen u. a. die Fragen, wie aus Sinnesdaten, die den Wahrnehmungsapparat treffen, durch die Reflexion auf den Prozess der bewussten Vergegenwärtigung ein konkreter Gegenstand konstituiert werden kann, zumal unter Anwendung der immer selben Kriterien auf die Vielzahl der Gegenstände, und welche subjektiven Überformungen dabei auftreten und ob der ganz klaren Vorstellung im erkennenden Subjekt überhaupt etwas in der äußeren Wirklichkeit entspricht; klar und deutlich lässt sich auch gänzlich Unsinniges ins Bewusstsein heben.

Im neunten Kapitel (91- 04) zeigt S., dass die aufgeklärte Vernunft kaum den Anspruch erheben kann, eine kategorial neue Sichtweise in die Diskussion eingebracht zu haben, sondern sich in beachtlicher Nähe zur antiken Stoa befindet, die mit den zentralen Theorieelementen der Katalepsis und Synkatathesis eine zumindest analoge Erkenntnistheorie entwickelt habe.

Was nun die Kritik aus aristotelischer Perspektive, die S. insbesondere ab dem 12. Kapitel (111ff.) von vielen Aspekten in eingehenden Interpretationen entwickelt, betrifft, kann sie im Rahmen der Rezension, wie erwähnt, nur in wenigen Grundelementen zur Darstellung gelangen.

Sie setzt schon beim korrekten Verständnis der Wahrnehmung und ihrer Leistung an. Ihr –

wenn auch nur konfuse – Gegenstandserkenntnis zu attestieren, bedeute ihre Überforderung, ihre Überlastung, da ihr nur Farbe, Töne, Gerüche und dgl. zugänglich seien. Will man hingegen erkennen, was genau der Gegenstand ist, auf den sich das Erkennen richtet, müsse man nach Aristoteles sein Vermögen (Dynamis) und seine Leistung (Ergon, Energeia) ermitteln, da nur daran eine Sache erkannt werden könne, was dann nur als eine rein intelligible Leistung zu verstehen ist. Während also in der Bewusstseinsphilosophie im Erkenntnisvorgang die Vernunft das in der Anschauung Gegebene nachträglich bearbeite, unterschieden nach Aristoteles' Wahrnehmung und Denken am selben Einzelding Unterschiedliches. Schon hier ist deutlich, dass Denken sich bei Aristoteles in der Rekonstruktion von S. nicht als mentale Repräsentation auffassen lässt, sondern sein Grundakt das Unterscheiden (*krinein*) ist, das Unterscheiden von etwas Bestimmtem. Dieses bestimmte Sein ist damit zugleich das Kriterium, der innere Maßstab, an dem sich das Denken immer schon orientiert und orientieren muss. Es dürfte zugleich einsichtig sein, dass damit bei Aristoteles eine Reflexion auf die Möglichkeiten und die Leistung der Vernunft vorliegt, die das Denken nicht von außen erhält, sondern aus sich selbst heraus entfaltet, und die insofern dem aufgeklärten Vernunftbegriff zumindest ebenbürtig ist. Offenkundig wird indes eine weitere Schwäche des bewusstseinsphilosophischen Ansatzes: die Überschätzung der Bedeutung der Vorstellung für den Erkenntnisakt, denn bewusst vergegenwärtigt, ins Bewusstsein gehoben werden kann ja nur, was zuvor unterscheidend erkannt wurde.

Ist der Grundakt des Denkens als Akt des Unterscheidens von Bestimmtem richtig begriffen, erscheinen viele Aporien des aufgeklärten Vernunftbegriffs in anderem Licht. So sei beispielsweise von diesem Ansatz her die vielfach beklagte Kluft zwischen innen und außen, die Subjekt-Objekt-Spaltung bereits im direkten Wahrnehmungsakt überwunden, wenn man beachte, dass nicht die Materie, sondern z. B. bei der Tonwahrnehmung das, was an dieser Materie hörbar ist (die bestimmte Ordnung der Schwingung), wahrgenommen werde. Vom aristote-

lischen Verständnis her schließt sich diese Kluft indes nicht nur hinsichtlich der unmittelbaren Wahrnehmung, sondern auch im Bereich des Begriffs, wie das 18. Kapitel (327-332) einsichtig macht.

Bereits diese wenigen Aspekte verleihen S.s Hinweis (z. B. 65) Plausibilität, dass die Einwände gegen den aufgeklärten Vernunftbegriff keineswegs zu einer Anklage des Denkens überhaupt führen sollten.

Die bei Aristoteles aufgewiesene Selbstreflexivität des Denkens, die Wendung des Denkens auf sich selbst, verfolgt S. im Folgenden insbesondere in Bezug auf das Widerspruchsaxiom, den Satz vom zureichenden Grund und die Kategorien (Kap. 15, 139-213) sowie die Ermittlung des (wissenschaftlich) Allgemeinen (Kap. 16, 215-311). Die intensiven Analysen der z. T. hochkomplexen und viel diskutierten Probleme in diesem Kontext verlangen den Leserinnen und Lesern ein hohes Maß an Konzentration ab, die dafür – sozusagen als Ausgleich – eine reiche Ernte an Einsichten einfahren. Ich greife das Widerspruchsaxiom heraus. In Abwehr von Missverständnissen und Fehldeutungen (z. B. „leerer Mythos“ (S. K. DAYA), „moralische“ Forderung an die Welt (NIETZSCHE), scheinbare Widerlegung durch die Überwindung der zweiwertigen Logik) führt S. den Nachweis, dass der Widerspruchssatz für Aristoteles ein Prinzip des Denkens darstellt, sozusagen eine Forderung des Denkens an sich selbst, an dem es sich immer schon orientiert und das jeder Erfahrung vorausliegt. Die Schlüssigkeit ergibt sich aus der Beachtung der korrekten Anwendung: Nicht die Einzelgegenstände, die unter einen Begriff fallen sollen, sondern die Erkenntnisgegenstände sind auf den Widerspruchssatz zu beziehen. Dies verstanden erweist sich auch die Unhintergebarkeit des „Ich denke“ bei DESCARTES als scheinbare, da es bereits die Gültigkeit des Widerspruchsaxioms voraussetzt. Die bisherigen Bemerkungen möchten im Nachzeichnen von S.s beeindruckenden Analysen und Kritik der aufgeklärten Vernunft sowie der Skizzierung der Grundzüge einer Unterscheidungsphilosophie im Sinne des Aristoteles nachdrücklich für die Lektüre des Buches werben. Gerade Aristoteles' Akzentuierung des Präsentischen

im Denken als Unterscheiden, das eben nicht in den Bereich des Irrationalen abgedrängt werden muss, weil es nicht bewusst vollzogen wird, stellt eine enorme Bereicherung des aktuellen Vernunftdiskurses dar.

Das Buch enthält – das soll wenigstens im Vorbeigehen angemerkt werden – zahlreiche beachtenswerte Hinweise darauf, wie Aristoteles' axiomatisches Erkenntnisprinzip, dass dem Denken nur zugänglich ist, was den Kriterien des bestimmten Seins genügt, das Verständnis und die Diskussion zahlreicher und kontrovers diskutierter Komplexe wie einer Theorie des Gefühls und des Willens und deren Verhältnisses zur Vernunft, der großen Bedeutung, die heute der medialen Vermittlung beigemessen wird (Mediengesellschaft), der Vernunft als mögliche Vermittlerin zwischen Kulturen und Religionen oder auch der Menschenrechte (v. a. die Kapitel 20-22, 335-435) bereichern kann.

S.s Bemerkung, dass er das Buch eines Philologen vorlege (43), ist bescheiden. Diesem Buch kommt – zusammen mit den gleichermaßen großartigen und bedeutenden Werken über Platon und die Moderne<sup>2</sup> und Denken und Sein bei Platon und Descartes<sup>3</sup> – durch die Klärung der beiden Grundformen „Unterscheidungsphilosophie“ und „Vorstellungsphilosophie“ philosophisch-systematischer Rang zu. Die ungebrochene Aktualität, die sachliche Relevanz und den Gewinn des aristotelischen Denkens für die Gegenwart und ihre Legitimation aus der Tradition der aufgeklärten Vernunft heraus so überzeugend aufgezeigt zu haben, ist S.s dankenswertes und nachhaltiges Verdienst.

#### Anmerkungen:

- 1) Arbogast Schmitt: Die Moderne und Platon. Zwei Grundformen europäischer Rationalität, 2. überarb. Aufl. Stuttgart 2008.
- 2) Wie Anm. 1
- 3) Arbogast Schmitt: Denken und Sein bei Platon und Descartes. Kritische Anmerkungen zur >Überwindung< der antiken Seinsphilosophie durch die moderne Philosophie des Subjekts (Studien zu Literatur und Erkenntnis, hrsg. von J. Kupper u. a., Bd. 1), Heidelberg 2011.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Markus Schauer, *Der Gallische Krieg. Geschichte und Täuschung in Caesars Meisterwerk*. Verlag C. H. Beck, München 2016, EUR 19,95 (D), EUR 20,60 (A), E-Book EUR 15,99 (ISBN: 978 3 406 68743 3).

Um es gleich eingangs zu sagen: es handelt sich um ein ausgezeichnetes und empfehlenswertes Buch, das geeignet ist, dem Leser einen zwar nicht ganz neuen, aber doch großartigen und gelungenen Blick auf den Schriftsteller CAESAR zu ermöglichen.

Das Buch hat zwei Hauptteile; der erste Teil, „Historische Voraussetzungen“ genannt, ist der kürzere (S. 13-78), der zweite, längere hat die Überschrift „Nachrichten aus dem Norden – Caesars *Commentarii*“ und erstreckt sich über die Seiten 79 bis 242, denen noch etliche Seiten, von einer Zusammenfassung der Bücher 1-8 des *Bellum Gallicum* bis zu einer Zeittafel, folgen (S. 243-271). Zweimal die gleiche Karte findet sich im vorderen bzw. hinteren Einband.

Der Schwerpunkt meiner Rezension soll auf dem zweiten Teil liegen, der sich dem „Meisterwerk“ (S.10, so auch der Untertitel des Buches) bzw. dem „Stück Meisterprosa“ (S. 162) widmet, denn neben anderen Fähigkeiten war Caesar auch „ein Meister des Wortes.“ (S. 17)

Im ersten Teil seines Buches geht M. SCHAUER auf die politischen Bedingungen der späten Republik und auf die historischen Voraussetzungen ein, die bewirkt haben, dass Caesar groß und die historische Persönlichkeit, die wir kennen, werden konnte. Schauer gibt einen Überblick über den Aufstieg mächtiger Männer in der „Republik zwischen Revolution und Reformstau.“ (S. 33ff.) Das ist hinlänglich bekannt, darauf werde ich nicht eingehen.

Zu Caesars Aufstieg und Erfolg trugen natürlich sein Adel und die Eigenschaften bei, die man von einem römischen *nobilis* erwarten konnte. Die römische Gesellschaft, die ja zutiefst vom Adel geprägt war, hatte ein aristokratisches Wertesystem, das von bestimmten Begriffen geprägt war. Jeder, der Erfolg haben und etwas zählen wollte, war diesen Begriffen verpflichtet. Im Kern handelte es sich dabei um folgende Werte:

*auctoritas*: Politische Macht, Einflussvermögen, politischer Einfluss



*dignitas*: Ansehen, Recht auf Geltung, Anerkennung einer Leistung durch den Senat; Würde, Ehre

*fides*: Treue gegenüber Verbündeten, Klienten und Abhängigen; Selbstverpflichtung, das gehaltene Wort gegenüber Partnern und Abhängigen

*gloria*: Ruhm

*pietas*: Frömmigkeit, Pflichtbewusstsein; angemessenes Verhalten nicht nur den Göttern, sondern auch den Eltern, vor allem dem Vater gegenüber; Pflichterfüllung gegen Vater, Vaterland und Götter; Treue, Loyalität zur eigenen Familie und deren Tradition

*mos maiorum*: Sittengesetz der Vorfahren, Tradition, Sittengesetz des Adels; aristokratischer Maßstab des politischen Lebens, ungeschriebenes Gesetz der aristokratischen Tradition

*virtus*: Tapferkeit, Vortrefflichkeit

Dies sind die Eigenschaften eines Politikers. Ein Feldherr musste, so CICERO in einer Rede für POMPEIUS, folgende Eigenschaften aufweisen: „Strategie und Voraussicht (*consilium*), Energie und Schnelligkeit (*celeritas*), Tapferkeit (*fortitudo*), Autorität (*auctoritas*) und Glück (*fortuna*).“ (S. 237) Auch Caesar beanspruchte diese Tugenden für sich. Es sei noch ergänzt, dass er auch ein „herausragender“ (S. 61) bzw. „ausgezeichneter“ (S. 65) Redner war.

Ein wesentliches Motiv Caesars war es, ernst genommen zu werden, etwas zu gelten, seinen Ruhm und den der Familie zu erhalten oder gar zu steigern. Alle adligen Geschlechter verhielten sich in der Republik so, römische Politik und die Interessen des Staates waren von den Bestrebungen der mächtigen Familien nicht zu trennen, denn der Staat war im Wesentlichen ihr Staat, wobei es immer darauf ankam, besser zu sein als die anderen. „Die Politik der römischen Republik war also vor allem vom Wettbewerb der *gentes* und ihrer herausragenden Vertreter geprägt.“ (S. 32) Man dachte nicht wie etwa heute in Parteien mit Parteiprogrammen, sondern es war so, dass „Loyalität zur eigenen Familie (*Pietas*) und Treue (*Fides*) gegenüber Verbündeten, Klienten und Abhängigen eine große Rolle spielten.“ (S. 30) Das war „das ideale Umfeld für [einen] Machtmenschen wie Caesar“ (S. 31). Als „hoch-

intelligenter Machtpolitiker“ (S. 68) konnte er da nicht abseits stehen. Er war „ganz ein Geschöpf seiner Zeit“ (S. 19). In der „Zeit des Umbruchs“ (S. 65), die die ausgehende Republik darstellte, war die „Ausnahmeerscheinung Caesar“ (S. 50) in der Lage, in den Auseinandersetzungen innerhalb der Führungsschicht „mitzuspielen“ und den Platz, der ihm seiner Meinung nach zustand, zu erringen. Dass ihm ein solcher zukam, stand für ihn außer Frage. Er lebte in einer Zeit, „die ganz zu seinen Fähigkeiten paßte.“ (S. 65) Es war weniger eine „von vornherein vorhandene Vision“ (S. 52), die ihn zum Erfolg führte, sondern sein Adel und sein Charakter, zu dem „sein schier grenzenloser Ehrgeiz“ (S. 64) gehörte. Er war charismatisch, überzeugend, ungeduldig, aber auch ausdauernd und beharrlich, zielstrebig, verstand jede Chance zu nutzen, war „beständig und zuverlässig bei Treueverpflichtungen, aber pragmatisch und wendig im tagespolitischen Geschäft.“ (S. 65) Er wusste, wie er sich verhalten musste, und er wusste auch, wie Politik funktioniert.

Caesar war aber auch „ein hochtalentierter Schriftsteller“ (ebd.). Schon im Vorwort wird sein „schriftstellerisches Talent“ (S. 9) erwähnt. Seine Schrift über den Gallischen Krieg (Schauer will sie „in ihrer raffinierten Machart vor Augen“ (ebd.) führen) muss „als ein Stück Weltliteratur gelten“ (ebd.). Mit ihr machte Caesar für sich und seine Politik Propaganda. Dieses Wort, das schon gleich im Vorwort auf S. 9 vorkommt, spielt im ganzen Buch eine große Rolle, wobei der Autor jedoch zu Recht betont, dass es nicht im Sinne moderner politischer Propaganda zu verstehen ist. Es geht bei Caesar nicht um Propaganda für eine Weltanschauung, eine politische Partei, ihr Programm, ein bestimmtes System oder eine Ideologie. Politische Propaganda in Rom bezog sich „ganz auf die Selbstdarstellung der eigenen Person und der eigenen *gens* (Adelsfamilie),...“ (S. 163/4). Es ging um Selbstdarstellung und Selbstinszenierung, bei Caesar, und das ist das Besondere, eben auch um „literarische Selbstinszenierung“ (S. 91 und S. 241), die auf S. 147 als „geschickt“, auf S. 235 als „perfekt“ bezeichnet wird. Wie andere römische Politiker nutzte er „Literatur als Propaganda“ (S. 91) mit dem entscheidenden Unterschied, dass er sie selbst

produzierte. Er schuf ein Stück Literatur, indem er sogar eine neue Gattung erfand und mit ihr „die Fortsetzung der Politik mit den Mitteln der Literatur“ (S. 85) betrieb.

Dieses Stück Literatur ist die „von ihm neu geformte Gattung des *commentarius*“ (S. 95; vgl. „eine neue Form des *commentarius*“; S. 162), mit der er sich „ein genau auf seine Bedürfnisse zugeschnittenes Instrument der literarischen Selbstdarstellung“ (S. 101) schuf. Schauer kann sogar „die Geburt der neuen Gattung genau datieren. Sie fand im Winter des Jahres 52/51 v. Chr. statt, ...“ (S. 102). Diese neue Form blieb „in der Literaturgeschichte einmalig“ (S. 104), sie „lebt nur in Caesars Werk weiter.“ (ebd.) Sie heißt zwar *commentarius*, ist aber eine Mischform, die aus dem schon vor Caesar bekannten und verwendeten Kommentar, der genau genommen drei unterschiedliche Textformen umfasst (s. dazu S. 92/93), der Autobiographie und der historischen Monographie besteht. Die Merkmale dieser drei unterschiedlichen Formen sind:

#### **Commentarius:**

- Ich-Erzählung
- vorliterarisch
- keine stilistischen Ambitionen
- unfertig, ohne politische Ausrichtung
- nüchtern, politisch neutral
- lange römische Tradition
- Dossier
- Vorläufiges
- Protokolle
- Nachrichten über Vorgänge
- Neuigkeiten
- Memoiren
- Stoffsammlung.

#### **Autobiographie:**

- Ich-Erzählung
- literarisches Genre
- politisch tendenziös
- Autor will wirken
- propagandistisch
- politisches Vermächtnis
- erfinderische Erzählkunst
- häufig Werk eines „Haushistorikers“

#### **Historische Monographie:**

- literarisches Genre
- auktorialer Erzähler

- Parteilichkeit (bei aristokratischer/senatorischer Historiographie)
- Unparteilichkeit, eigenständiges Urteil (bei unabhängiger Historiographie)
- erfinderische Erzählkunst
- Einbau von Reden und Exkursen
- Einzelerzählungen
- personalisierte Geschichtsschreibung (Akteure (häufig typisiert) stehen im Mittelpunkt).

Um die unterschiedliche Wirkung der einzelnen Formen zu demonstrieren, verändert Schauer an ausgewählten Textbeispielen die Erzählform. Wie unterschiedlich Er-Form und Ich-Form sind und wirken, zeigt er beispielsweise an *Gall. 2, 25* (s. S. 119).

Zu erwähnen ist noch das Proöm, als welches Schauer die ersten Kapitel des *bellum Gallicum* bezeichnet. Es ist untypisch für einen Kommentar, weil es eher die Einleitung eines Epos darstellt. Allerdings kommt es als Einleitung zu einer Rede oder Vorrede zu einer Schrift auch in der Prosa vor.

Diese Mischung ist Caesars eigene und eigentliche Leistung, auch wenn in dieser „eigenartigen Gattungsmischung“ (S. 165), die das *bellum Gallicum* darstellt, die Gattungen zumindest teilweise „alles andere als kompatibel“ (ebd.) sind. Caesar nutzt „die Vorteile der verschiedenen Gattungen und ihrer Erzählformen für sich“ (S. 166) und schafft damit eine „Synthese“ (ebd.). „Die Gattung des nüchternen, politisch neutralen *commentarius* bietet die Grundlage für eine politisch tendenziöse Monographie mit literarisch-fiktiven Elementen, deren autobiographisch-propagandistisches Anliegen hinter einer Er-Erzählung versteckt wird. Oder einfacher gesagt: Caesar gibt seiner eigenen Version des Gallischen Krieges den Anstrich eines allgemeinen Tatsachenberichts; seine persönliche Deutung des Geschehens und seine Selbstdarstellung fallen dabei kaum auf – und entfalten ihre Wirkung um so mehr. Der Clou von Caesars Propaganda besteht also darin, daß sie als solche nicht zu erkennen ist.“ (ebd.) Die eben erwähnte Er-Erzählung „ist in der antiken Literaturgeschichte einmalig.“ (S. 116) Caesar kann sich hinter ihr gleichsam verstecken und eine „scheinbare Objektivität“ (S. 119) aufbauen. Die Feststellung ist so neu nicht, entscheidend

ist aber das Ergebnis, dass Caesar mit der von ihm selbst geschaffenen Mischform einen Text aufbaut, der sich zunächst einmal als bloßer Kommentar gibt, der es ihm aber erlaubt – und das ist das Geniale! –, als verantwortungsvoller Staatsmann, der nur römische Interessen verfolgt, umsichtiger Provinzgouverneur, überragender Feldherr und auch Erfinder von Geschichte zu erscheinen – und das mit rein literarischen Mitteln! So hoffte Caesar die Stellung zu erlangen, die es ihm erlaubte, endlich entscheidend in Rom „mitzuspielen“ und den großen Griff zu wagen.

Wenn auch Caesars literarische Leistung als gelungen bezeichnet werden kann, ist doch festzustellen, dass, so Schauer, seine *commentarii* „im tagespolitischen Geschäft Roms ... ihr Ziel“ (S. 242) verfehlten und ihre politische Funktion nicht erfüllten, denn letztlich konnte er sich doch nur als Feldherr nach seinem „Der Würfel sei geworfen“ – hiermit endet die Untersuchung Schauers auf S. 242 – durchsetzen.

Schauer, der Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Philologie mit Schwerpunkt im Bereich der Latinistik an der Universität Bamberg ist, schreibt in seinem Vorwort, dass sich in seinem Buch „– zumindest in literaturwissenschaftlicher Hinsicht – viele eigene Akzente und neue Deutungsansätze“ (S. 11) finden. Dies ist ihm gelungen. Etwas verwunderlich wirkt, dass außer einzelnen Begriffen (s. Beispiele o.) im ganzen Buch kein Latein vorkommt. Bei den zitierten Passagen aus dem Text des b. G. handelt es sich durchweg um Übersetzungen ins Deutsche. Das hat wahrscheinlich damit zu tun, dass das inzwischen (auch) beim Beck-Verlag deshalb üblich ist, um einen über die Altphilologenschaft hinausgehenden Leserkreis zu erschließen. Wenn das der Verbreitung eines guten Buches wie diesem dienlich ist, mag es ja angehen; der Lateiner findet es wahrscheinlich doch etwas schade.

Ich möchte aber doch noch etwas zu Caesar anfügen. Es ist schon erstaunlich und auch erschreckend, dass Caesar, dessen „Kriegszüge und Expeditionen in den Norden ... innenpolitisch motiviert“ (S. 85) waren, bereit und willens war, der eigenen Karriere, seiner Machtstellung und seiner *dignitas* wegen einen Krieg zu führen, der mindestens eine Million Todesopfer zur

Folge hatte. „Das Leid und das ungeheure Blutvergießen, das dadurch auch über die feindliche Zivilbevölkerung gebracht wurde, interessierten dabei in Rom kaum jemanden.“ (S. 163) „Die Bereitschaft zur Aggression, der Anspruch auf die Vormachtstellung in Gallien, das Fehlen jeglichen Unrechtsbewußtseins den Völkern gegenüber, die mit Krieg überzogen wurden, die Inkaufnahme von vielfachem Tod und menschlichem Leid, wenn es nur dem Wohl des Staates diente – all das stand im Einklang mit den Prinzipien römischer Politik und brauchte nicht verschwiegen oder bemäntelt zu werden.“ (S. 165) Erschreckenderweise findet sich solches Denken in unserer heutigen Gegenwart auch noch.

H.-J. SCHULZ-KOPPE, Köln

*Wilhelm Pfaffel / Michael Lobe, Praxis des lateinischen Sprachunterrichts – Tipps für einen vitalen Lateinunterricht. Bamberg 2016. EUR 21,- (ISBN 978-3-7661-8006-3).*

Die beiden Autoren haben bereits bei der Erstellung des Lehrwerkes *Campus* mit seinen überaus vielfältigen Begleitmaterialien mitgewirkt und stellen hier nun ein, nennen wir es einmal Handbuch vor, das „für Studierende, Referendare und Lehrer (m/w) konkrete Anregungen für einen methodisch abwechslungsreichen und vitalen Sprachunterricht gibt“ (s. Klappentext). In der Tat liest sich das auf kleinem Raum sehr umfassende Spektrum wie eine Kurzfassung der AU-Themen der letzten zehn Jahre, um es mal salopp zu formulieren. Der Aufbau von Grammatikstunden, Leistungsmessung, Konzepte von Lehrbüchern, *Latine loqui* im LU, neue Medien, Musik, szenisches Spiel und last but not least das gute alte Unterrichtsgespräch sind nur einige der Themen, die behandelt und jeweils mit ergänzenden Literaturhinweisen ausgestattet werden. So weit, so gut. Dem Handbuchcharakter trägt auch das Kapitel „Sozialformen des Unterrichts“ Rechnung. Als Student/in oder Praktikant/in kann man hier auf einen Pool Zugriff nehmen, auch wenn erstaunt, dass einer so komplexen Methode wie LdL nur eine halbe Seite zugestanden wird. Aber wer mehr wissen will, kann ja die Literaturhinweise nutzen. Immer wieder rückt das lateinische Sprechen in den Vordergrund



und zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch. Neben Impulsen wie z. B. Übersetzen nach Gehör, das Schüler/innen erwiesenermaßen interessiert, motiviert und höchste Aufmerksamkeit erzeugt, kommen allerdings auch im Kapitel „Mündliches Abfragen“ (S. 35ff.) zwar auf spiralförmiges Lernen ausgerichtete Lernkontrollen, die aber auf eine überkommene Art kleinstschrittige Fragen beinhalten und keine Vorbildfunktion haben sollten, zum Zuge. Die Erarbeitung grammatischer Phänomene folgt den Grundvarianten deduktiv und induktiv, die beide ihre Berechtigung haben, und es werden Vor- und Nachteile jeweils abgewogen. Ob der / die geneigte Leser/in dem Vorschlag der Autoren, „bei sehr komplexen Grammatikphänomenen wie etwa den Partizipialkonstruktionen“ (S. 44) ausgerechnet die Deduktion anzuwenden, folgen möchte, bleibt abzuwarten. Ich persönlich würde mir hier induktives Vorgehen und z. B. das Aha-Erlebnis der Schüler/innen beim Erkennen der Unterschiede und Gemeinsamkeiten von PC und Ablativ-Gruppe nicht entgehen lassen wollen.

Problematisch erscheint – jedenfalls nach NRW-Standards – das abgedruckte Beispiel einer Klassenarbeit für das erste Lernjahr (L2). Ich bitte meine eigene Kleinschrittigkeit an dieser Stelle zu entschuldigen, aber nur so kann ich meine Kritik daran verdeutlichen.

Vorab sind im Einzelnen die stofflich-inhaltlichen Voraussetzungen aufgeführt, die anscheinend in dieser Arbeit allesamt ihre Berücksichtigung finden sollen. Zu Beginn ist ein mit 76 Worten üppiger Übersetzungstext (2,5 Wörter pro Minute bei 2:1-Wertung) über den Bruderstreit zwischen ROMULUS und REMUS zu bearbeiten, in dem die Hilfen, jeweils in Parenthesen gesetzt, im lateinischen Fließtext integriert auftreten und ihn so unterbrechen. Vier Begleitaufgaben gestalten sich wie folgt:

1.) Vier Verbformen, die nicht im Text vorkommen, sollen bestimmt und übersetzt werden. Hätte man sie aus dem Übersetzungstext genommen, hätte das u. U. eine wertvolle Hilfe sein können.

2.) In einem 35 Worte umfassenden, inhaltlich zumindest auf die Übersetzungsaufgabe

abgestimmten lateinischen Text soll das jeweils passende Relativpronomen (zwei zur Auswahl) unterstrichen werden. Ohne eine wenigstens grobe Übersetzungsleistung in Grundzügen geht das nicht!

3.) Vier Jahreszahlen sollen vier verschiedenen Ereignissen zugeordnet werden: Tod CICEROS, Beginn der Römischen Republik, Sieg SCIPIOS über HANNIBAL in der Schlacht bei Zama, Gründung Roms. Sicher schnell zu erledigen, aber thematisch eher randständig.

4.) Zwei von vier lateinischen Sätzen sind inhaltlich richtig und müssen angekreuzt werden. Also müssen 31 weitere lateinische Worte zumindest ansatzweise übersetzt bzw. verstanden werden. Die Themen hier: Römer und Sabiner, TARQUINIUS SUPERBUS und LUCRETIA, HANNIBAL und Elefanten, CICERO und CATILINA. Inhaltlich also ohne jeden Zusammenhang, allein dem abzufragenden Stoffkontingent geschuldet. Und das in 45 Minuten?

Zu entscheiden, ob das im Kapitel „Fortgeschrittener Sprachunterricht nach der Lehrbuchphase“ (S. 78-82) vorgeschlagene Konzept der Wiederholung, Festigung, Vertiefung und Neuarbeitung von grammatischen Komplexen, „die für die Lektüre überhaupt unerlässlich sind“ (S. 78) als isolierte Nachschaltphase zum Einen motivational und zum Anderen zeitlich Sinn macht, bleibt jedem / jeder selbst überlassen. Scurril mutet das Beispiel an, wie die Einführung der *coniugatio periphrastica* auf *-ūrus sim* als Ersatz für den Konjunktiv Futur erfolgen soll: Das Prinzip läuft darauf hinaus, dass die Schüler lateinische Fragesätze, die der Lehrer vorgibt, ebenfalls auf Latein in indirekte Fragesätze umformen sollen. In aufsteigendem Anspruch mündet das in die Vorgabe „*Quam longa vita nostra erit?*“ und gipfelt in der Bemerkung hier im Handbuch: „Den Konjunktiv wird keiner bilden können, die Lehrkraft fügt ein: *Nescimus, quam longa vita nostra <futura> sit*. Nun kann die Lehrkraft in einer knappen Tafelskizze festhalten, dass *futura sit* der Ersatz des Konjunktivs Futur ist.“ (S. 80). Möge sich das niemand zum Vorbild nehmen!

Ich halte das Kapitel „Fortgeschrittener Sprachunterricht nach der Lehrbuchphase“ methodisch wie inhaltlich schlicht für überflüssig,

weil es m. E. wichtiger ist, den Schüler/inne/n zu zeigen, dass es sich gelohnt hat, drei Jahre lang Spracherwerb im Lehrbuch betrieben zu haben. Denn durch die Auswahl einer passenden und bewältigbaren Übergangsektüre lassen sich noch ausstehende grammatische Phänomene doch wunderbar erarbeiten, und man kombiniert zeitliche Effizienz mit Motivation und dem guten Gefühl der Lernenden, nun kontinuierliche Originalektüre möglichst zügig auf der Basis bisher erworbener und noch erweiterbarer Kenntnisse betreiben zu können. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Texte wie die *Gesta Romanorum* und darin besonders *Cave mulierem*, THEODOR DE BRY und seine Kupferstiche mit den Texten zu den „Westindischen Reisen“ oder VULGATA-Geschichten wie „Joseph und seine Brüder“, um nur drei Beispiele zu nennen. Immerhin befinden wir uns in Zeiten von G8 und didaktische Reduktion ist dabei eine große, wenn nicht die größte Herausforderung.

Dieses Handbuch hält viele gute Tipps bereit, birgt aber auch einige Risiken und Nebenwirkungen, die Praktikanten und Referendare besser im Dialog mit erfahrenen Kolleg/inn/en diskutieren sollten.

CORNELIA LÜTKE BÖRDING, Bielefeld

*Der junge Ionathas. Aus den Gesta Romanorum. Hg. v. Hans-Joachim Glücklich. Klett Verlag. Stuttgart. 2015. (Reihe: Libellus Initia). 56 S. EUR 9,95 (ISBN 978-3-12-623180-0).*

Ein junger Mann soll studieren, gibt sich aber lieber den Freuden und Vergnügungen des Lebens hin. Von einer attraktiven Frau verführt, betrogen und enttäuscht, ändert sich seine Lebenseinstellung grundlegend.

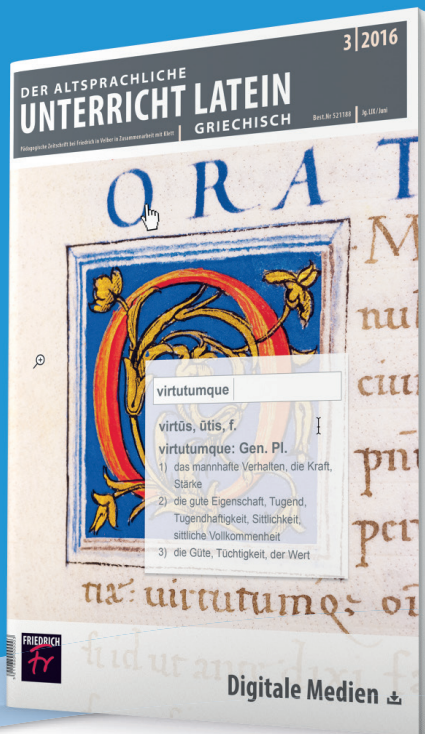
Der Eintritt in die Lektürephase ist ein wichtiger Moment in der Lateinbiografie unserer Schüler. Er sollte durch einen Text erfolgen, der inhaltlich attraktiv und bedeutsam für Heranwachsende ist, gleichzeitig die Möglichkeit bieten, grammatische Themen zu rekapitulieren bzw. neu einzuführen, systematische Wortschatzarbeit zu betreiben und vor allem sprachlich nicht allzu schwer sein – all das bietet die Initiationsgeschichte vom jungen IONATHAS aus der mittelalterlichen Textsammlung *Gesta Romanorum*, deren didaktischer Reiz beachtlich

ist: Im Rahmen der Erzählung der Entwicklung eines jungen Menschen, der sich langsam in der Welt zurechtfindet und erwachsen wird, werden zentrale Fragen nach dem Sinn unseres Lebens, nach dem Einfluss von Eltern, Staat, Kirche und Freunden sowie das Spannungsfeld zwischen den Forderungen der Arbeit und unseren Bedürfnissen nach Freizeit und Vergnügen und natürlich das Entstehen und Scheitern von Liebesbeziehungen thematisiert. Der Text vereint dabei Elemente und Motive der Antike und des Mittelalters: christliche Lebensauffassung, antike Bildungs- und biblische Moralvorstellungen sowie orientalische Märchenmotive. Ein Grund hierfür liegt in dem zur Zeit der Kreuzzüge großen Interesse der Menschen am Leben und Denken anderer Kulturen, denen die eigene christliche Auffassung entgegen gestellt wird. Gleichzeitig bietet er eine unterhaltsame, spannende Lektüre und ist sprachlich nicht allzu schwer. Das Latein des Mittelalters weist zwar eine Reihe von Abweichungen zum klassischen Schulbuchlatein auf, diese aber werden in der Ausgabe im Überblick dargestellt und stellen in der Regel für die Schüler kein Problem dar.

Die liebevoll ausgestaltete und ausgesprochen gediegen angelegte Ausgabe von H.-J. GLÜCKLICH nimmt die didaktische Steilvorlage kongenial auf und bietet eine ausgezeichnete Arbeitsgrundlage für die Lektüre. Im Einzelnen sind besonders hervorzuheben:

**Textteil:** Der Text wird in kurzen Einheiten und schönem Layout jeweils auf einer Doppelseite mit Bildmaterial und Arbeitsaufträgen präsentiert. Die Angaben und Erläuterungen stehen rechts direkt am Text und sind so sehr gut zu handhaben. Ein aussagekräftiger Titel sowie eine deutsche Einleitung sind dem jeweiligen Textabschnitt vorangestellt.

Die Aufgabenteile sind nach Texterschließung und Interpretation strukturiert, was prinzipiell zu befürworten ist; allerdings wäre z. T. eine klarere Differenzierung wünschenswert (so figurieren Aufgaben zur begleitenden Grammatikarbeit als Texterschließungsaufgaben, vgl. S. 8; und mitunter finden sich Dekodierungsaufgaben im Interpretationsteil, ebd. Nr. 3). Die Aufträge selbst sind klar operationalisiert und decken ein breites methodisches Spektrum ab. Sie eignen sich gut



**Jetzt auch digital –  
kostenlos zum Abo!**

# Alte Sprachen modern unterrichtet

Lesen Sie alle geprüften Unterrichtsvorschläge für Ihren Unterricht bequem an jedem Ort und auf jedem Gerät – ob Tablet, Smartphone oder PC!

## Die Vorteile der Digital-Ausgabe:

- ✓ Arbeitsblätter und Materialien downloaden und selbst bearbeiten
- ✓ Themen gezielt suchen
- ✓ Filtern nach Klassenstufen
- ✓ Bequemes Archivieren

## Ganz einfach testen:

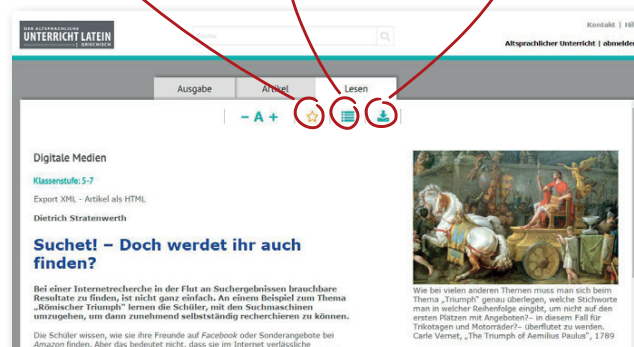
Für nur 5 Euro\* erhalten Sie ein Probeabo und Ihren digitalen Zugang mit zwei aktuellen Digital-Ausgaben.

Jetzt bestellen unter

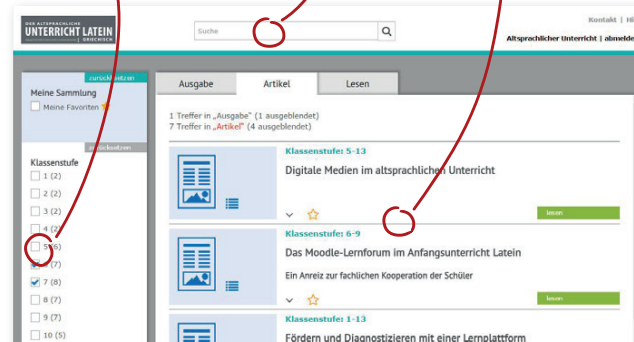
[www.friedrich-verlag.de/aktion-latein](http://www.friedrich-verlag.de/aktion-latein)

\* zzgl. Versand € 1,80

Favoriten markieren    Mehr Beiträge zum Thema    Material einfach downloaden



Filtern nach Klassenstufen    Artikel gezielt suchen    Übersichtliche Trefferliste



Telefon: 05 11/4 00 04 -150  
 leserservice@friedrich-verlag.de

[www.friedrich-verlag.de/aktion-latein](http://www.friedrich-verlag.de/aktion-latein)



für den während der Anfangslektüre erforderlichen Aufbau einer methodischen Kompetenz der Schüler in den Bereichen ‚Dekodierung‘ und ‚Interpretation‘.

Auch Aufgaben zur wiederholenden und systematisierenden Grammatikarbeit werden angeboten, wobei jeweils lektürerelevante Phänomene ausgewählt werden, die dann auch im Kontext der Dekodierung funktional eingebunden werden.

Immer wieder erhellen grün hinterlegte Info-Texte verständnisrelevante Kontexte (bspw. die christliche Bildtradition, das mittelalterliche Frauenbild, den Bildungsbetrieb usw.). Diese Texte können auch gut für Schülerreferate genutzt werden.

Besondere Anerkennung verdient das attraktive Bildmaterial, das durchgehend funktional in die Textarbeit eingebunden wird. Darunter finden sich neben historischem Material auch einmal Schülerarbeiten (S. 10). Dabei wirkt die Ausgabe an keiner Stelle überladen, sondern ihr ästhetischer Charakter ermöglicht ein genussvolles Leseerlebnis.

Die interpretatorische Textarbeit orientiert sich an drei Betrachtungsgrundsätzen:

- der textimmanenten Analyse (wobei hier ein besonderer Akzent auf der Untersuchung von Erzähltechnik und -stil liegt),
- dem Hintergrund der Zeit und
- heutigen Vorstellungen (Hier finden sich immer wieder reizvolle handlungs- und produktionsorientierte Aufgaben wie textproduktive Schreibaufträge, szenische Interpretationsanregungen oder auch einmal der Vorschlag, eine filmische Umsetzung einer Textpassage zu konzipieren).

**Anhang:** Der Anhang bietet zunächst einige Ergänzungstexte zur Vertiefung thematischer Aspekte im geistesgeschichtlichen Kontext der Erzählung (u. a. Zwei Wege, Frau Welt sowie eine

Alternativversion eines Kapitels, S. 45). Auch zu diesen Texten finden sich kluge Interpretationsanregungen. Eine Differenzierung zwischen Texterschließung und Interpretation erfolgt hier allerdings nicht mehr.

Weiterhin finden sich Hinweise zur Sprache des Werks sowie zu den wesentlichen Elementen des Erzählungsaufbaus und des Erzählstils in übersichtlicher und bündiger Form.

Abgerundet wird der informative Anhang durch eine knappe Übersicht, der noch einmal das Grundwissen zur Lektüre zusammenfasst.

Der angebotene lektürebezogene Lernwortschatz ist mittlerweile Standard für solche Lektüreausgaben. Leider ist er nicht binnestrukturiert, sondern nur alphabetisch geordnet. Immerhin bietet der Verlag aber zur Lernunterstützung ein online-Portal an, bei dem die Wörter nach dem Karteikarten-Prinzip trainiert werden können.

Ein Literaturverzeichnis und eine Karte, die das Europa zur Zeit FRIEDRICHS des II. um 1200 zeigt, beschließen die Ausgabe.

In einer Zeit, in der die Auschnitt- und Häppchenlektüre gerade in der Sekundarstufe 1 wieder Konjunktur hat – begünstigt auch durch eine Renaissance des Lesebuchs in den Verlagsprogrammen – führt Glücklich mit seinem klug ausgewählten Text und dessen hervorragender Aufbereitung vor Augen, dass eine Ganzschriftlektüre immer noch den motivierendsten und elegantesten Einstieg in die Mittelstufenlektüre darstellt. Die Geschichte von der Initiation des jungen Ionathas kann mit dieser Ausgabe auch zu einem Lektüre-Initiationserlebnis für die Schüler werden, die über eine ebenso spannende wie vielseitige Lektüre in einer einfach gut gemachten Ausgabe des Altmeisters der Fachdidaktik Latein in geradezu idealtypischer Weise in die lateinische Mittelstufenlektüre eingeführt werden.

ANDREAS HENSEL, Mainz

**Autoren dieses Heftes** (siehe Impressum, ferner):

Dr. Anja B e h r e n d t , Universität Rostock, Heinrich Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften,  
18055 Rostock

Prof. Dr. Jürgen B l ä n s d o r f , Universität Mainz, priv.: Am Römerberg 1c, 55270 Essenheim,  
*ju.blan@kabelmail.de*

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31b, 55411 Bingen

Dr. Andreas H e n s e l , StD, Fachleiter Latein, Staatliches Studienseminar für das Lehramt an  
Gymnasien, Rheinstr. 105-107, 55116 Mainz, *drandreashensel@t-online.de*

Dr. Matthias K o r n , Universität Leipzig, Sprachenzentrum, Postfach 100 920, 04009 Leipzig

Dr. Michael L o b e , StD, Melanchthon-Gymnasium Nürnberg, Sulzbacher Str. 32, 90489 Nürnberg

Cornelia L ü t k e B ö r d i n g , StD, Eggeweg 46, 33617 Bielefeld

Dr. Michael P. S c h m u d e , Schillerstraße 7, 56154 Boppard, *m.p.schmude@web.de*

Heinz-Jürgen S c h u l z - K o p p e , Niehler Straße 408, 50735 Köln

Prof. Dr. Werner S u e r b a u m , Amalienstr. 81, 80799 München,  
*suerbaum@klassphil.uni-muenchen.de*

**FORUM CLASSICUM im Internet**

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV ([www.altphilologenverband.de](http://www.altphilologenverband.de)) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

**Bitte an die Verfasser von Rezensionen**

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

**Wichtiger Hinweis:** Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

## DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

### Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**  
StD Dr. Christoph Sauer  
Landesgymnasium für Hochbegabte  
Universitätspark 21  
73525 Schwäbisch-Gmünd  
*choxys@web.de*
- 2. Bayern**  
StD Harald Kloiber  
Pfalzgrafenstr. 1e  
93128 Regenstauf (Oberpfalz)  
Tel.: (0 94 02) 76 52  
*harald.kloiber@t-online.de*
- 3. Berlin und Brandenburg**  
Prof. Dr. Stefan Kipf  
Murtener Str. 5E  
12205 Berlin  
Tel.: (0 30) 20 93 - 22 56  
*stefan.kipf@staff.hu-berlin.de*
- 4. Bremen**  
Imke Tschöpe  
Rackelskamp 12  
28777 Bremen  
*tschoepe@nord-com.net*
- 5. Hamburg**  
OStRin Ellen Pfohl  
Baron-Voght-Str. 187  
22607 Hamburg  
Tel.: (0 40) 82 01 32  
*pfohl.rudolf@freenet.de*
- 6. Hessen**  
StDin Christa Palmié  
Hünsteinstr. 16  
34225 Baunatal  
Tel.: (0 56 01) 96 50 66  
*chr.palmie@t-online.de*
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**  
Christoph Roettig  
Slüterufer. 15  
19053 Schwerin  
Tel.: (03 85) 73 45 78  
*ac.roettig@arcor.de*
- 8. Niedersachsen**  
StD Stefan Gieseke  
Kaiser-Wilhelm-und Ratsgymnasium  
Seelhorststr. 52  
30175 Hannover  
Tel. 0511-1684 4743  
*sgieseke@NAVonline.de*
- 9. Nordrhein-Westfalen**  
StD Dr. Nikolaus Mantel  
Graf-Spee-Str. 22  
45133 Essen  
Tel. (02 01) 42 09 68  
*nikolausmantel@web.de*
- 10. Rheinland-Pfalz**  
Prof. Dr. Tamara Choitz  
Karthäuserhofweg 20  
56075 Koblenz  
Tel. (02 61) 5 56 13  
*tamara.choitz@googlemail.com*
- 11. Saarland**  
StR'in Christiane Siewert  
Sulzbachtalstr. 194  
66280 Sulzbach  
Tel. (0 68 97) 6 45 51  
*christianesiewert@gmx.de*
- 12. Sachsen**  
Dieter Meyer  
Arltstr. 8  
01189 Dresden  
Tel.: (03 51) 3 10 27 61  
*ud-mey-dd@t-online.de*
- 13. Sachsen-Anhalt**  
Dr. Anne Friedrich  
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)  
Universitätsplatz 12  
06108 Halle/ Saale  
Tel.: (0345) 55 24 010  
*anne.friedrich@altertum.uni-halle.de*
- 14. Schleswig-Holstein**  
OStD Rainer Schöneich  
Kieler Gelehrtenschule  
Feldstr. 19  
24105 Kiel  
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72  
*r.i.schoeneich@t-online.de*
- 15. Thüringen**  
Gerlinde Gillmeister  
Humboldtstraße 7  
07743 Jena  
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90  
*g.gillmeister@web.de*

(Stand: September 2016)

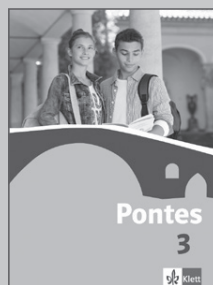
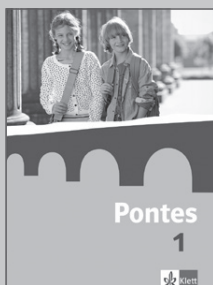




# Pontes – das neue Lateinlehrwerk

- Vielfältig differenzieren
- Antike Kultur hautnah erleben
- Kompetenzen gezielt trainieren
- Brücken zu Deutsch und Englisch schlagen

[www.klett.de/pontes](http://www.klett.de/pontes)



**3-bändig oder  
als Gesamtband**

Ernst Klett Verlag,  
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart  
[www.klett.de](http://www.klett.de)



**B 4044**

Deutsche Post AG

Postvertriebsstück  
Gebühr bezahlt

C. C. Buchner Verlag  
Postfach 1269  
96003 Bamberg

# Ganz einfach einfach!

Mit **click & teach**, unserem neuen digitalen Lehrerassistenten, können Sie schnell und unkompliziert Ihren Unterricht rund um die Latein-Lehrwerke von C.C.Buchner vorbereiten und gestalten.



Weitere Informationen, kostenfreie Demoversionen und einen Erklärfilm finden Sie unter [www.click-and-teach.de](http://www.click-and-teach.de) oder unter [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de).



**C.C.Buchner Verlag GmbH & Co. KG**

Laubanger 8 | 96052 Bamberg

Tel. +49 951 16098-200 | Fax +49 951 16098-270

service@ccbuchner.de | [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)